Paulsen hat dunkel auch nur Christus ,,

Die Christliche Welt

Weihnachtsnummer

Nr. 52 Marburg, 24. Dezember 1908

Weihnachtsgruß

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist euers Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Luk. 12, 32.

Wieder steht der Himmel offen über uns. Wir hören den Lobgesang der Engel und gehen mit den Hirten nach Bethlehem. Wir suchen das Kindlein und finden es, bei Maria und Joseph.

Die Poesie zweier Jahrtausende hat um die Geburt Jesu ihren Schleier gewoben. Was für einen Schleier! So leuchtend wie der dunkelblaue Nachthimmel mit Millionen Sternen. Und wir gehen nach Bethlehem und heben den Saum des Schleiers. Und uns durchzuckt die Ahnung eines heiligen Geheimnisses. Eines Geheimnisses, wie sie zu Weihnachten so sind, das kund und offenbar werden soll denen, für die es bestimmt ist.

Den Einfältigen und den Kritischen und den wieder einfältig Gewordenen.

Den Einfältigen. Wer wollte zu Weihnachten die Kinder verachten, die noch einfältig „an das Christkind glauben"? die es im Bescherzimmer rascheln hören und seine Spuren an den flimmernden Fetzchen Goldpapier erkennen, die es verloren hat? Wer wollte der frommen Menge wehren, der nie ein Zweifel die Seele beunruhigte an dem „Es stehet geschrieben" oder an dem „So sagt es die Kirche"? Wie manches von ihnen hat redlich dem Heiland sein Kreuz nachgetragen und wider die Not draußen und die Sünde drinnen einen guten Kampf gekämpft! Es ist des Vaters Wohlgefallen, ihnen das Reich zu geben.

Auch den Kritischen. Die ihre kindliche Naivetät verloren haben. Weil sie nicht anders können. Vielleicht auch waren sie niemals Kinder. Kinder in dem Sinn, wie Andre Kinder waren um die Weihnachtszeit inmitten der festen Vätersitte. Gleichviel: Reflexion, Kritik, Zweifel, aus Torheit oder aus Gewissenhaftigkeit, unter fremdem Einfluß oder von eigenster Art, sind mächtig in ihrer Seele. Jesus wäre kein Weltheiland, wenn er nicht auch für sie geboren wäre. Kein Herodes soll ihnen wehren — und kein Petrus (Joh. 21, 21). Nur redlich, nur wahrhaftig, nur reines Herzens will Jesus die Menschen haben, wirklich Suchende, nicht die bloß so tun als ob sie suchten. Denn wenn sie es ernst meinen, dann ist auch ihr Zweifeln ein Suchen. Und dann sagt er auch zu ihnen: Fürchtet euch nicht! es ist eures Vaters Wille, euch das Reich zu geben.

Den wieder einfältig Gewordenen endlich. Denn warum soll es das nicht geben? Menschen, die abtaten, was kindisch war, und reiften heran zum vollen Mannesalter Christi, und nannten Schale Schale und Form Form und Ueberlieferung Ueberlieferung — und wurden darum nicht ärmer, sondern immer reicher. Denn innerhalb alles dessen fanden sie den lebendigen Gott und sein heiliges Erbarmen. Und wurden darüber — wie die Kinder. Fröhlich und dankbar wie die Kinder. Kinder Gottes des Allerhöchsten, Bürger seines ewigen Reichs. Wer will sagen, daß er schon so vollendet sei? Gott allein weiß, wie es um uns steht. Und Gott allein vollendet, das heißt: er ist immer im Vollenden. Er arbeitet an den Seinen, bis er sie hat, wie er sie haben will.

Auch dies Weihnachten möchte er uns dem Ziele wieder ein wenig näher bringen. Darum fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.

R

Waldweihnacht

> ... Wer darnach sich treulich sehnet,
> Der nehme des Geläutes acht,
> Das in dem Walde dumpf ertönet.

Ein dichter Nebel lag drei Tage über dem Waldland, dann kam die scharfe Kälte und nun hat der Wald sein schönstes Weihnachtskleid angezogen. Wie feierliche Kandelaber sind die alten Schirmtannen, die oben auf der freien Höhe stehen, nur daß sie ihren Kerzenschmuck nach unten hängen. Tief bis auf den Boden senken sich ihre Aeste unter der schweren Last, die nun ein heimliches Nestchen bilden, von dem man sich denken möchte, daß darunter irgend ein frierendes Häslein oder Reh ein Obdach fände. Die Birken sind mit tausend und abertausend Krystallperlchen behangen und an ihr feines Gefieder hat sich der Rauhreif angesetzt, wo ein Blattknöspchen auf den kommenden Frühling wartet, daß es läßt, als wollte der Baum mitten im Winter seinen Mai haben, aber einen silbernen. Jedes Möslein am Weg, der Dornstrauch dort, aus dessen krystallenem Gezweig noch die roten Beerlein hervorleuchten, alle haben sich in köstliche Festgewänder geworfen. Wie zierlich und fein steht der Distel ihr Silberkrönlein, wie ist aus dem geduckten Schlehenstrauche das Meisterstück eines Elfensilberschmieds geworden! Ganz still ists und nur zuweilen geht ein feines Klingen durch den Wald, und ein Seufzen, wenn ein Zweig einen Teil seiner Last, die ihm zu schwer geworden ist, abgeschüttelt hat. Die Buchen sind ganz dicht geworden und auf den Weg, über den sie wieder, wie im Sommer, doch nun aus edlem Weiß, Silber und Krystall, den gotischen Dom bilden, fällt ein wunderbares gedämpftes Licht von dem sanften nebelgrauen Himmel, der doch ein mattes Sonnengold ahnen läßt. Der Haselbusch hat sich mit breiten silbernen Bändern behängt, die in seltsamen Bogen und Windungen seine Zweige verbinden. Spinnfäden sinds, und wie würde sich die emsige Spinnerin, die nun längst wie ein totes welkes Blättlein über ihren noch schlafenden Kindlein hängt, verwundern, wenn sie sehen könnte, was aus ihrem Gespinst geworden. Fliegt ein Vöglein auf, so stiebt ein Wölkchen von silbernen Sternlein, und wie sie fallen, so liegen sie auf dem Weg und schmücken auch ihn, der sonst so nackt und braun ist.

Zwischen den Schirmtannen hervor, welche die Höhe umstehen, kommt auf den weißen Buchendom zu ein großer Mann geschritten, in einem waldmäßigen Lodenwamms, einen verschabten grünen Filzhut auf den kurzen, krausen, braunen Haaren, die an den Schläfen schon einige Silberfäden durchziehen. Unter dem alten Hut leuchten in die Pracht hinein ein paar graublaue Augen, und wenn an dem Mann einem zuerst nichts als seine ungewöhnliche Länge und mächtige Breite auffallen mag, so tuts ein Blick in diese Augen, denn es sind die Augen derer, die sehen. Als saugten sie es in sich, dieses Bild des Waldwegs, mit den silberangehauchten Säulenreihen der Buchenstämme, das so ferne durchleuchtet ist von dem matten Opal des Himmels. „Augen, meine lieben Fensterlein ... Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Ueberfluß der Welt!" Diesmal ists ein silberner Ueberfluß. Dort steht er an der mächtigen Buche und es umschließt ihn das Schweigen und die feierliche Stille und es ist, als hielten die Bäume und Sträucher den Atem an; als müßte Etwas werden, etwas Wunderbares, etwas Geheimnisvolles, Etwas, daß den gewöhnlichen Lauf des Geschehens unterbricht. Und das feine Klingen von fern und nah und das Seufzen geht durch die Stille, als hörte man das Herz des Waldes schlagen.

Könnte es nicht doch sein, daß der Schleier zerrisse, nur für einen Augenblick, der Schleier, der uns Menschen von der Welt, die uns umgibt, scheidet, die wir doch fühlen, wenn wir einmal still geworden sind? Von der Stille, die am liebsten von den nächtlichen Sternen herabsteigt oder im Walde auf uns niedersinkt, der unsern Vätern ein heiliger Ort war, wo die Götter wohnten. Waren sie denn so töricht, diese Alten? — Ach warum bist du so scheu geworden, du feines braunes Rehlein dort? Wie sind die Kinder der Welt von einander getrennt und fern, wie einsam, wie sterneneinsam das Herz darin: nicht Tier, nicht Pflanze kennen dich, sie scheuen sich vor dir und doch treibt der gleiche rote, sanfte Strom seine Wellen durch dein Herz wie durch das des Tierleins dort. Und den Eichbaum, den vielhundertjährigen, der seine vom Blitz in wilden Sturmesnächten gestreiften Arme wie Riesenschlangen windet, den liebst du! Wie ein Freund ist er dir, den du von Kindheit gekannt und mit scheuer Verwunderung an dunkeln Herbstabenden betrachtet hast, wenn du hinter dem Vater drein gingst. Wenn er eines Morgens geborsten am Boden läge, würdest du um ihn trauern wie um einen guten alten Freund. Aber was weiß er von dir? Einsam geht der Mensch dahin zwischen dem, was um ihn lebt und stirbt, sich freut im Mai und im Winter seine silbernen Träume träumt.

Der Mann starrt auf den Weg und sein Ende, wo er sich in dem duftigen Schleier der Birken wendet, als müßte Etwas von dort kommen, gerufen von der brennenden Sehnsucht, die

die Einsamkeit gebiert: aber nur ein kleines Dirnlein haftet dort vorbei, in einen alten braunen Schal eingewickelt, dessen Ende hinten nachschleppt, das allerlei Waldanhängsel, Dornen, gefrorene Moosfetzen, nach sich zieht. Sehr eilig hat es die Kleine und nun verschwindet sie hinter den Haselsträuchern. Dort gehts aber auf eine dachgähe Halde und das einzige Pfädlein hinunter ist eine Eisbahn. Mit ein paar langen Schritten ist er zwischen den Sträuchern. „Halt! da kannst du nicht hinunter." — Ein Knacken, ein leiser Kinderschrei, der seltsam die Stille durchschneidet. „Halt dich! Halt dich an einem Zweig, ich hole dich schon." Halb schleifend, halb rutschend, kommt er hinunter, und da auf einem Blätterhaufen, den es in einer Mulde zusammengeweht hat, liegt ein braunes Häufchen. Und wie er mit einer Hand an einem Zweige hängend, nach ihr greift, hebt sie ein kalkweißes, erschrockenes Gesichtlein. „Da faß die Hand, ich tu dir doch nichts zu leid! Fürchte dich doch nicht. Hast du dir weh getan?" „Nein;" sehr kläglich, sehr erschrocken kommts heraus. „Nun, so gib die Hand!" Sie schüttelt. „Wohin willst du?" Sie deutet mit dem eingewickelten Köpfchen nach der andern Bergseite hin, wo der Wald steil in starrender Pracht wieder ansteigt. „Dort geht kein Weg. Woher kommst du?" Keine Antwort. „Gehörst du nach Verklingen?" „Nein." „Nicht? Und die Landessprache kennst du auch nicht, sonst würdest du »Na« sagen."

Ein fremdes Kind also. Und verlaufen muß es sich haben. Denn im ganzen Wald sind jetzt keine Holzfäller mehr, die haben heut schon Feierabend gemacht und sind zu den kleinen spitzgiebeligen Häuslein gegangen, wo die Kindlein schon warten, bis der Vater den Tannenbaum in das grüne „Gärtlein" setzt. — „Hast du zu deinem Vater gewollt?" Das Schütteln ist nun sehr energische Abwehr. „Also gewiß nicht zu dem," brummt er. Nun läßt er den Zweig los und mit einigem Straucheln und Gleiten kommt er zu dem Nestchen, wo sich das Kind duckt, als sähe es sich nach einer Fluchtgelegenheit um, und nicht los kann, weil es das eisige Dorngeranke der Brombeeren fest hält. Und nun macht sichs mit einem Ruck los, daß die ganze Schleppe mit dem Waldanhängsel abreißt. Aber da hat er sie auch schon erfaßt und so sehr sie sich sträubt und flattert wie ein Vöglein, das man in der Hand hält, so bringt er sie doch mit vieler Mühe herauf und nun steht sie zitternd und schneeblaß auf dem Weg. Da greift er in seine Tasche und zieht einen großen rotbackigen Apfel heraus, und reicht den als Friedenspfand mit einem guten Lachen hin. „Da nimm und sage, wohin du willst, so zeig ich dir den Weg, du wunderliches kleines Fetzenmadämchen." Denn der braune Schal ist ziemlich übel aus den Dornen gekommen. Aber sie will den Apfel nicht und der wandert wieder in die Tasche zurück. Aber der Apfel, oder vielleicht ein Blick in die blauen Augen mußten doch eine Brücke geschlagen haben. „Ei woher hast du den feinen Nasenrücken? Und was hat dein linkes Beinchen getan, daß es frieren muß und nur das rechte eine Gamasche hat?" „Sie gingen nicht zu. Und es ist auch gar nicht kalt." Es ist das erste Wort und sie spricht allerdings nicht die Landessprache. „Und wohin gehst du?" „Nirgends hin!" „So, Nirgendhin. Da geh ich nämlich auch hin, dann haben wir einen Weg."

Und er nickt ihr ermunternd zu, steckt die Hände in die Hosentaschen und schlendert neben ihr her, behält sie aber vorsichtig im Auge, daß sie nicht mehr entwischen kann. Und zögernd folgt sie ihm, als wäre es doch gut auf dem Weg zum Nirgendswohin-Land einen Gefährten zu haben, eine kleine wunderliche Gestalt in dem zerfetzten Tuch; die Stiefel tragen bis oben hinauf Spuren eisiger und lehmiger Wege; am linken Bein eine falsch zugeknöpfte Gamasche, am rechten keine, dafür aber ein großes Loch im Strumpf, durch das ein weißes Beinchen schimmert. Und wie er so neben ihr hergeht, steigt ein deutlicher arme Leute-Geruch aus dem Schal auf, ein Geruch nach selten gelüfteten Stuben, auf dem Zimmerofen gekochtem Sauerkraut und hundert andern unnennbaren Dingen. Aber der Nasenrücken ist sehr fein geformt und fast stolz und die Augen sind lang und mit breiten Lidern, die so zart sind, daß wenn sie die senkt, die Augensterne durchschimmern. „Also durchgegangen bist du!" Sie schreckt zusammen und Ja! steht so deutlich auf dem erhobenen Gesichtchen. Da lacht er wieder sein gutes Lachen. „Wenn die Leute ins Nirgendsland wollen, sind sie meistens von irgendwoher gekommen, wo es ihnen nicht gefallen hat." „Und ich geh auch nicht mehr zurück." — „So arg haben sie dirs gemacht?" „Nein nicht arg. Weißt du, das kann man nicht sagen." So zutraulich ist sie nun schon geworden. Und eine Weile wandern sie mit einander in dem verzauberten Wald und er wartet mit dem feinen Gefühl für Kinderseelen, das manche Menschen haben, die wissen, daß man durch Fragen das Kind von seinem Gedankenpfädlein oft nur abirren macht und daß das Vertrauen am ehesten durch ein freundliches Zuwarten gewonnen wird. Doch ihre Schritte werden immer zögernder und schleppender, und als da am Weg ein Reisighaufen liegt, freilich auch in einem Eiskleid, so setzt sie sich darauf und sagt sehr artig und mit der Feinheit eines gut gezogenen Mägdleins: „Ich danke sehr, ich bleibe hier." „Müde?" Er setzt sich ihr gegenüber auf einen Steinhaufen und schlägt die langen Beine über einander: „Ist vielleicht nun der Apfel gefällig, kleines Fräulein?" In den Augen leuchtets auf und eine kleine Hand streckt sich zögernd aus dem Franzengewirr nach dem Apfel aus und ein feines Freudenrot steigt in ihre Wänglein. „Gut ist er."

Und nun erzählt sie. „Mir hat das Nähröschen einmal auch einen geschenkt und ich habe ihn in mein Bett gesteckt und Nachts gegessen, wie Alle fort waren. War das nicht lieb von dem Nähröschen? Es hat rote Haare und wohnt in dem kleinen Haus, vor dem im Sommer die hohen roten Blumensäulchen stehen und hat neun Geschwister, und wenn sie Abends heimkommt, macht sie denen noch alle Kleider." „Ein treffliches Nähröschen! Und wo ist das Häuschen, vor dem im Sommer die Blumensäulen — das sind wohl Malven — stehen?" „Zuerst kommt ein grünes Feld, darauf sind weiße Sterne und gelbe Krönchen, wenn die Sonne freundlich ist und dann kommt man an die steilen Bäume, die hinaufstarren und die seufzen." „So wärs am besten, wir machten uns jetzt auf die Beine und gingen zu dem Nähröschen. Die hat gewiß noch einen Apfel. denn ich habe keinen mehr. Und das ist ein kalter Sitz und das Stiefbeinchen frierts." Aber sie schüttelt wieder. „Ich will hier bleiben. Ich bin ja sonst den ganzen weiten Weg umsonst gegangen." Und nun strahlt das volle süße Kindervertrauen aus den erhobenen, sanften Augen. „Ich will auch nicht mehr zurück und will warten, bis die Nacht kommt, und Hunger habe ich keinen mehr, weil du mir den Apfel gegeben hast." „Die Nacht willst du da bleiben und fürchtest dich nicht! Du hast etwas Gutes vor. Weißt du denn nicht, daß die Leute, wenn die große Kälte kommt, einschlafen und nicht mehr aufwachen?" „Ich werd schon nicht einschlafen. Ich warte ja! Sieh doch die Bäume da am Weg und die weißen Schwertchen und die Krönchen und die silbernen Franzen, und die Perlenschnüre und die Bänder! Warum haben die sich so angezogen! Die warten alle, und daß Etwas kommt, das wissen die ganz gut. Und vorher ging ein Reh vorbei und sah mich an mit seinen Aeuglein und wußte es auch." — „Das fühlst du auch! du. Du kleines Seelchen! Wie heißt du denn?" „Ich habe viele Namen, aber keiner ist der rechte. Und bei Nacht kommt mir, ich wisse den rechten, und am Morgen habe ich ihn wieder vergessen! »Arme Kleine« sagt mein Vater zu mir. Aber so will ich nicht heißen. Und ich bin fortgegangen; daß es aber der rechte Weihnachtswald ist, habe ich erst gesehen, wie ich drin war."

Da beugt er sich vor und hebt das Geschöpflein trotz dem strengen Duft des Tuchs auf seine Knie und schlägt seine Lodenjacke um das eine kalte Beinchen mit dem großen Loch im Strumpf. Nun fürchtet sie sich gar nicht mehr und nestelt an seinen braunen Hirschhornknöpfchen herum. „Weißt du, das mit dem Christkind, das die schönen Sachen bringt, das ist alles erlogen. Es steht Alles im Katalog. Puppen und Wagen und Soldaten und Alles. Und wenn ein rechtes Christkind wäre, so wüßt es, daß ich keine neuen Puppen will, die gar nichts von mir wissen und mich nicht kennen." „Die alten kennen dich wohl?" „Wenn ich sie doch Abends immer ins Bett lege und nie auf einem Stuhl lasse! Aber vor Weihnachten gehen immer die alten Puppen fort, und es bekommen sie die bösen Kinder, und seh ich sie dann wieder, dann haben sie schmutzige Kleider, und die Lilla, die mit den schönen Locken, die hatte nur noch ein Auge und der Arm

hing ihr herunter. Und nun spiel ich nicht mit Puppen mehr." „So verekelt haben sie dirs, armes Seelchen!" Aber sie muß weiter an ihrem Faden spinnen. „Und das rechte Christkind, das weiß, was einen freut, das kommt doch nicht zu mir. Deshalb bin ich herausgekommen. Hör, wie der Baum seufzt. Und wenns ein Christkind gibt, so muß es hier her kommen. Und wenn man einschläft und muß nie mehr zurück und sich auslachen lassen, weil man so ein Dummes ist, und die rechten Worte immer nicht sagen kann, die alle andern Kinder gleich wissen, und es käme das Christkind vorbei, und läutete so fein mit seinen Glöckchen.... Hörst dus nicht? Seit ich im Wald bin, hör ichs und bin ihm nachgegangen, so weit, so weit, daß ich gar nicht mehr zurück kann, weil es viel zu weit ist. Und wenn ich einschliefe, so käme meine Mutter heraus und holte mich, die liegt in einem silbernen Sarg und hat mein kleines Brüderlein im Arm. Und das darf immer bei ihr liegen, wenn ich lernen muß und wenn ich ganz allein in meinem Bett liege und nur leise weinen darf, daß es Keiner hört. Und vielleicht nähme sie mich dann in den andern Arm. Und ich wollt schon bei ihr in dem silbernen Sarg bleiben. Da könnten die lachen; ich hörts nicht mehr, denn es ist eine dicke eiserne Tür über dem silbernen Sarg und ein Siegel darauf und kein Mensch darf herein." — „Und das Lachen das tut so weh, dem armen Seelchen, wenn es die rechten Worte nicht findet?" „Weißt du das denn nicht? Dich lachen sie doch auch alle aus!"

„Mich! Ja kennst du mich denn?" „Du bist der Ruinengraf. Und warum gibst du den Mäusen, den netten kleinen, die sich hinsetzen können, wie rechte Leute und aus den Händchen essen, warum gibst du denen nichts? Mir hast du doch gleich den Apfel gegeben?" „So — den Ruinengraf nennen sie mich! Nicht übel, es ist immer gut, wenn man seinen Namen weiß," brummt er. „Den Ruinengrafen! Und was für wunderbare Dinge du weißt! In einem silbernen Sarg liegt deine Mutter, du Armes! Und wohin gehörst du nun? Und warum geb ich den Mäusen nichts?" „Ich höre manchmal, was sie in der Nähstube reden, die geht in den Lindenbaum und da hab ich eine Treppe hinauf. Und die Adelheid, die dick ist und wie ein Herr ein kleines Bärtchen hat, sagt, es wäre eine Schande, daß du in dem Geklüft wohntest und du wärest so arm, daß die Mäuse mit verweinten Augen einem entgegenliefen, wenn man an deine Mauer käme." Nun lacht er laut auf, erschütternd und gewaltig dröhnt es aus der mächtigen Brust auf, ein urgermanischer Ton ist das in der verzauberten Waldstille. Das Seelchen erschrickt fast; dann läutet plötzlich ihr feines klingendes Lachen, wie wenn ein Vöglein mit seinem Flügel eine Harfensaite berührte, daß die ein weniges klänge. — „Nein, die habens zu arg gemacht . . . und auf die Mäuslein will ich achten, daß sie ihr anständiges Futter kriegen." „Ich hab dich dann gesehen, wie du mit deinem Knecht gegangen bist, der aussieht wie der Kaliban in dem roten Buch, und du hast mir so leid getan, weil du so arm bist und so groß wie kein Anderer, und nicht einmal die kleinen Mäuslein bei dir satt kriegen. Aber nun ists nicht wahr! Die lügen oft."

Wohin mag doch das vermummte Kind gehören, dessen Mutter in dem silbernen Sarg liegt? Nicht in das kleine Städtlein, so weit her kann sie nicht gekommen sein. Ihr Deutsch klingt fremdartig und zuweilen ein wenig stockend, als ob es nicht die Sprache sei, die sie immer spreche. Welch eine Woge des Schicksals mochte das arme Seelchen in das Waldland verschlagen haben? Die Waldleute sind ein wanderlustiges Volk. Kein Haus in den uralten, noch umwallten Städtlein, oder in den heimeligen Dörfern, das nicht ein Glied über See hätte. Sie haben dann allerhand Schicksale, diese Waldleute, kommen zu Geld und Ehre und verlieren auch beides wieder. Aber sie sieht nicht nach dem Menschenschlag aus. Er könnte es jetzt wohl aus ihr herauspressen, wohin sie gehört, aber es ist gar zu schön in dem verzauberten Wald, auf das feine Märchenstimmchen zu hören. Und er sollte doch die feinen Linien kennen, diese langen Lider, es ist wie ein Rätsel, das sich ihm jeden Augenblick lösen kann. Und er wird sie ja sicher nach Hause bringen. Vielleicht tuts den Ihrigen, die so wenig das arme Herzlein kennen, gut, wenn sie sich ein kleines absorgen. Und über dem keimt in seinem Herzen eine ferne, schwache Hoffnung auf. Vielleicht ists ein armes Verlassenes, unter Fremden, denen nichts an dem Seelchen liegt. Aber gleich schilt er sich einen Träumer. Kinder, die unter allen Umständen an Weihnachten einen neuen Puppensegen — „aus dem Katalog" — über sich ergehen lassen müssen, gehören nicht armen Leuten. Da legt sie ihr eingewickeltes Köpfchen an seine Brust: müde ist sie und so froh, als ob ihr das Reden von ihrem Leid schon einen Stein vom Herzen genommen hätte. So geborgen, als schließe der weiße Ring der Bäume in ihrem feierlichen Schweigen sie ein und beschlösse sie für immer und immer, und vielleicht kommt das Christkind doch.

Und es fängt der zart graue Himmel an, sich hinter dem zierlichen Gegitter der Zweige, die so dicht und heimlich stehen, und von denen ein so weiches Licht herab kommt, sacht zu färben. Ein blasses Rosa zuerst. Und wie stehen sie nun gegen den Rosenteppich da, die Aeste und Zweiglein, und das ganze Netzwerk von Krystall und weißem Flaum! Und immer röter und herrlicher wird die Purpurwand, und wunderbare blaue, violette und graue Töne steigen aus dem Weiß auf. Lautlos sehen die Beiden in die himmlische Herrlichkeit. Und das Seelchen hält fest den Atem an, denn nun muß Es kommen. Woher, weiß es auch. Dort, wo der Weg sich wendet, gerade in die Glut hinein, da hat die schwere Silberlast ein Buchenstämmchen herabgezogen, daß es im Bogen über den Weg hängt. Dadurch muß Es kommen. O wie der unauslöschliche Kinderglaube aus den grauen Augen leuchtet! Kommt nicht auch das Klingen immer näher? Das braune Tuch ist bedeckt mit Silbersternchen, daß es wohl Aschenbrödels Kleid von der Mutter Grab her sein könnte. Ihre Pupillen weiten sich, daß die graue Iris nur einen schmalen Streifen um die Schwärze bildet, sie gleitet herunter, sie faßt ihn an der Hand und zieht ihn mit sich fort. Da unter den herabhängenden Tannen tief unten ein goldenes Feuer, ein Bogen, wie ein ungeheures, loderndes Flammentor. Die Himmelstür! Weit offen steht sie und gerade auf sie zu führt die gotische Silberhalle, die herrlichste Prachtstraße der Welt. Nun ists offenbar, darauf haben sie gewartet, die Bäume, die Kräutlein im Silberkranz, das Rehlein, der Vogel, der immer vorausflog mit dem roten Käpplein. Fest aneinander geschmiegt stehen sie, das Kind legt seine Aermchen um den herabhängenden Arm des Mannes. Und ein feines goldenes Band schlingt sich von dem einen der zwei Herzen zum andern, ein Band gewoben aus jenem Gold des Himmelstors. Und über seine Hand, an die sich das Kinderköpfchen schmiegt, fällt plötzlich ein weiches, sanftes Gewoge. Er wendet seine halbgeblendeten Augen, die noch in feurigen Ringen überall das Bild des goldenen Tores hinwerfen, nach ihr. Das Tuch ist abgefallen und um das erhobene, von seliger Erwartung und scheuem Entzücken erleuchtete Angesicht, wallt eine Flut von blaßgoldenen Haaren. Und einer der feurigen Ringe legt sich um das Köpfchen, daß es davon umgeben wird und sein Herz ein leiser Schauer trifft, als berühre es der Himmlischen einer. Dann versinkt das Tor, noch ein letztes Gluten am Himmel, das den Wald mit tausend und tausend Rosen behängt — und nun steigen graue Schatten auf; wie Gespenster werden die Bäume; der Eichbaum dort, windet er nicht seine Schlangenarme? Die Stunde, die einzige, ist vorüber.

Und doch nicht vorüber, denn das Mägdlein, das mit seiner blaßgoldenen Mähne aussieht, wie ein aus seiner braunen Hülle geschlüpfter Schmetterling, sagt mit seinem hohen feierlichen Silberstimmchen: „O bist du nicht froh, daß doch Alles wahr ist! Und daß wir das Christkind gesehen haben!" „Hast dus gesehen?" frägt er fast scheu. „Sein Tor hab ich gesehen und seinen Himmel und nachher hingen überall rote Kränze. Die haben die Engel heruntergeworfen. Hast du die Rosenkränze, die so brannten und so schön waren, nicht gesehen? Sie hingen doch auf den Bäumen und der Strauch dort hat sieben goldene Kronen gehabt." „Ich sah sie und du hattest auch ein Krönlein, Seelchen." „Ich hatte auch eins! Hab ichs immer noch?" „Nun ists vergangen." „Sieh, wie die Bäume nun grau werden und sich einwickeln in lauter Schleier, weil sie nun schlafen wollen. Und ich bin so müd. Ich muß weinen, ich bin ganz müd. Du, ich hab mich überfreut!" „Ueberfreut hast du dich?" „Weißt du, wenn man so starke Freude hat, das tut doch weh." „Seelchen komm, wir müssen eilen, ich trage dich." Er reißt sich das Lodenwamms

herunter, daß er in seinen weißen Hemdärmeln dasteht und wickelt sie darin ein und nimmt sie auf seine starken Arme. „Kannst du denn kein kleines Mädchen in deiner Ruine brauchen, ich esse nicht viel. Du mußt aber Niemand herein lassen, daß man mich nicht sieht. Denn sonst holen sie mich. Weil die mich haben müssen, wenn ich auch nur ein Mädchen bin und es ein Jammer ist, daß die Mutter nicht mich mitgenommen hat und das Brüderlein leben geblieben ist."

„Die müssen dich haben!" Er schaut auf das weiße Gesichtchen, das in seinem Goldgewoge auf seiner Schulter liegt. — Die feinen Linien der Nase, die ein wenig zu großen Augen: sind sie auch hier in ihrer höchsten Verfeinerung, auf wie vielen Bildern hat er sie nicht schon gesehen! Aus feierlichem Goldrahmen blicken die Frauen in schwarzen, steifen Gewändern, die wachsbleichen Hände schauen aus den Spitzenmanschetten, weißgepuderte Schönheiten mit erschreckend dünnen Leibern, den kleinen Mohren hinter sich. Männer im Harnisch, in Allongeperrücken, in Hofgewändern, im kurzen Soldatenrock . . . eine lange Reihe . . . „Prinzessin! Ja um Gotteswillen! Wie lang sind Sie schon fort! Ja sucht denn kein Mensch nach Ihnen?" „Ja warum sagst du denn nun Sie. — Dann muß ichs auch sagen. Ich hab kein Du, kein einziges Du, wenn Vater fort ist." Armes Prinzeßchen, armes einsames Seelchen, das er nun in seinen Käfig zurückbringen muß. So vertrauensvoll schlingt sich das Aermchen um seinen Hals, während er mit langen Schritten dahineilt. Wohl wußte er, daß in dem alten Schloß, das mit seinen dicken Türmen in das lieblichste Tal hinabsieht, das einzige Töchterlein des Fürsten wohnt, der nur zu den hohen Festen und den Jagden nach seinem alten Stammsitz zurückkehrt. Aber es war von dem Kinde immer nur mit einem gewissen Achselzucken die Rede gewesen, so daß er sich ein vielleicht schwachsinniges Geschöpflein vorgestellt hatte, das in seinem armen Dasein die bitterste Enttäuschung des alten Hauses sei. Die Fürstin und zwei Söhnlein, ein dreijähriges und ein wenige Tage altes, waren vor zehn Jahren innerhalb einer Woche an einer schweren Diphtherie gestorben. Geheiratet hatte der Fürst bis jetzt nicht wieder, und doch würde es sein müssen, denn der alte Stamm stand nur auf seinen zwei Augen. Aber warum wimmelt jetzt der Wald nicht von Jägern und Hunden, warum ertönen die Sturmglocken aus den Dorfkirchen nicht, wie man es immer tut, wenn irgend ein Kind, das vielleicht seinem Vater das Essen in den Schlag gebracht hat, nicht zurückgekehrt ist. Seelchen, warum suchen sie denn nicht! Drei Stunden weit ist sie freilich gegangen und das mochte ihr Niemand zugetraut haben. Und mit Schrecken dachte er, wie es wohl gekommen wäre, wenn es ihn nicht in den Wald gezogen hätte heute, ob nicht sein einsames Herz von der Herrlichkeit da draußen so erfüllt werden könne, daß es den bitteren Hunger nach einer einzigen menschlichen Seele vergäße.

„Schläfst du, Seelchen?" „Nein es ist so schön, weil du mich trägst, und du bringst mich doch zu deiner Ruine! Wie das Schneewittchen über den sieben Bergen. Du bist freilich kein Zwerg, sondern schier ein Riese, und du kannst auf Alle heruntergucken, und so lang will ich auch wachsen. Und stark bist du und brauchst dich im Dunkeln nicht zu fürchten." „Vielleicht fürcht ich mich doch." „Jetzt?" „Nein, jetzt nicht." „Aber soll dein Vater kein Kind mehr haben?" „Du hast auch keins." — „Jedes Kind bleibt bei seinem Vater." „So muß ich zurück! O sag's nicht. Ich will nicht. Ich bleibe da, und wenn auch die Bäume noch so schrecklich sind in ihren weißen Tüchern. So sind gewiß tote Leute, so steif und mit weißen Tüchern. O das träumt mir, das träumt mir. Aber ich bleibe lieber hier. Nun haben sie alle einen Zorn und alle reden zugleich und ihre Stimmen sägen und ich darf meine Ohren nicht zuhalten. Und das Tuch hab ich ganz zerfetzt." „Wie du reden kannst, Seelchen, und du meinst, du habest die rechten Worte nicht! Warum sagst du das nicht deinem Vater, deinem lieben Vater!" „Wann denn? Ich muß immer so artig sein, wenn er da ist. Und das mußt du doch wissen, daß es nicht artig ist, wenn man sich über Miß Whart verjammert." „Seelchen, dein Deutsch ist wunderbar, ganz dein eigen. Und du sprichst wohl englisch mit der einen und französisch mit der andern?" „Mademoiselle ist nach Anvers in die Ferien und Miß Whart hat Migräne und Fräulein Braun — aber das ist ein großes Geheimnis, ich sag dir's nur, weil du's nicht weitertratschest, sie ist zu Karl gegangen." „So, zu Karl." „Der heiratet sie gewiß einmal und dann kauft sie sich einen Plüschsofa. Daß sie sich nicht schämen muß, wenn die andern Frauen bei ihr Visite machen. Und den muß jeder anständige Mensch haben."

Aber sie erschrickt in tiefster Seele, denn er hat gewiß keinen Plüschsofa. Und es könnte ihm weh getan haben. Und sie küßt ihn schnell auf sein Ohr, das ist am nächsten und ist auch nicht so bärtig. „Ich meine nur Frauen, weißt du." „Laß das, Seelchen", sagt er fast streng, „und sag, wie du fortgekommen bist: sie wird dich doch nicht zu dem Karl genommen haben." — Ach, nun hat er es doch übelgenommen und er hat sicher keinen Plüschsofa. „Nein", erzählt sie ganz verschüchtert weiter, „die Babett sollt mit mir spielen, aber zu der kam ihre Mutter, die wohnt weit weg und die weinte und erzählte viel, es kam eine Kuh und ein Jude darin vor. Wie die Leute reden, das versteh ich nicht so recht. Und darfs auch nicht lernen, sagt Fräulein Braun: Es ist gemein." Es klingt, wie wenn er etwas brummte, — wie Dumme Gans! klingts. „Nun weiter!" „Da ging die Babett und wollte der Mutter etwas bringen, das in einem Buche ist, wo man Geld dafür bekommt, und es war eine große Freude dabei. Für die Mutter, nicht für die Babett. Und die Mutter ging und ihr Tuch ließ sie da. Und da wars, wie wenn mich Etwas packte und nach dem Tuch hinzöge. Und da wickelte ich mich darin ein, wie's die Waschfrauen machen, wenn sie im Regen kommen. Eine Gamasche hab ich nur angebracht, dann hab ich Angst bekommen und bin schnell die Dienertreppe hinunter. Und es begegnet mir Niemand. Dann bin ich durch den Park gegangen und ein Gärtner hat mir »Vogelscheuche« nachgerufen, dann kam ich ans Wach. Es war aber keine Brücke da, so bin ich übers Eis gegangen." „Ueber das Wach gegangen!" „Es war ganz schön. Das Wasser lief unten und es gluckste, und es lachte einer heimlich da unten, und ein Fischlein schoß vorbei, und ein großes Loch war auch da, um das ging ich herum." . . .

So, nun weiß er, warum Niemand hier suchen geht. Das Wach ist nur ganz dünn gefroren und hat Stellen, an denen unterirdische Quellen aus dem Boden kommen, wo auch im härtesten Winter das Eis nicht trägt. Und er möchte an einen Engel glauben können, der das Kind auf dem Todespfad geleitet hat. Und er sieht im Geist das Flüßchen zwischen seinem Wald und den Wiesenufern, unter der trügerischen Eisdecke, und die vielen Männer, die jetzt mit Fackeln und Stangen nach einem kleinen, halb erstarrten Körper suchen. Und der Fürst muß heute Abend kommen. Mit dem 8 Uhr Zug. Und die müssen ihn mit der schrecklichen Nachricht empfangen. Und der Mann, der schon so viel verloren hat, was muß er leiden, an diesem fürchterlichen, heiligen Abend. Mit seinen längsten Schritten eilt er dahin. Aber es ist eine Stunde in der Nebelnacht bis zu seiner Ruine, von der aus er erst Nachricht geben kann. Das zarte Kind muß bald unter ein Obdach kommen. Und dem Fürsten wird es auch so lieber sein, als wenn er seine Tochter aus einer Bauernstube abholen muß. Der Pfarrherr ist unbeweibt, wunderlich und menschenscheu, studiert jetzt seine Predigt, wird gar nicht wissen, was er mit dem hereingeschneiten Gast tun soll. Und der Nebel schließt sie immer dichter ein. Kennte er nicht jeden Tritt hier, so wäre es schlimm bestellt ums Heimkommen. Und er macht sich bittre Vorwürfe, daß er nicht gleich geeilt hatte.

Aber das Kind will jetzt von ihm wissen, so viel, so viel. Mit dem sicheren Instinkt der Kinder hat sie herausgefühlt, daß sie einen Freund gefunden hat. Warum wohnst du in einer Ruine, warum bist du so arm? Bist du auch das Christkind suchen gegangen?

Und im Weiterschreiten erzählt er ihr von sich. Erst zögernd, denn er ist es fast ungewohnt, von sich zu reden, dann mehr für sich selbst, wie es sehr einsame Menschen tun, wenn sie einmal ihr Herz öffnen. Von dem großen Brande, der in einer Nacht das alte Schloß, welches sein Vater an einen reichen, jagdlustigen Herrn vermietet hatte, zerstört hat. Wie sein Vater und er Offiziere waren; beide in demselben Regiment. Und wie der alte Oberst es nie verwinden konnte und sich schwere Vorwürfe machte, daß er das Schloß vermietet, um seinem Sohn das Dienen in Berlin

möglich zu machen. Und wie sie beide es nicht übers Herz bringen konnten, die Trümmerstätte, die die Heimat so vieler ihres Blutes gewesen war, wiederzusehen. Und wie der Vater starb und er so allein war und in kleinen nordischen Grenzstädten stand, wo die Wolken so tief herabhängen und die Wallnüsse bereits Südfrüchte geworden sind. Und wie er malte. Zuerst die grauen Wolkenzüge über den nordischen Ebenen und dann, aus der Erinnerung, das Bild des verlorenen Vaterhauses. Und wie Alles, was nicht Farben und Mal-Leinwand war, immer mehr ein so bitteres Elend wurde und Verbannung und ein nagendes Heimweh nach dem Waldland. Das Heimweh, das die Seele mit grauen Fäden bespinnt und zusammendrückt und von dem nur reden kann, wer es einmal gekannt. Das Heimweh, das nach jedem Stein der Heimat schreit, das nach den fremden Wänden schlagen möchte. Das immer wieder dem Herzen die trauten Bilder vorhält. Wie es war, als die Halde im bittersüßen Duft der Schlehen lag, am ersten heißen Apriltag. Wie der Schloßbrunnen rauschte, in dem sich zuweilen Vogelgetön und die Sonntagsmundharmonika des Stallburschen verfing, daß es an seiner Steinschale ein wunderliches Echo fand, daß es gewiß auf der ganzen Welt keinen solchen singenden Brunnen mehr gab. Wie die Abendsonne auf dem alten Gemäuer lag und aus den Fenstern so viel goldene Augen machte, die ins Waldland hinausblickten. Bis das Bild aus Ton und Farbe und Duft gewoben vor dem Auge steht, daß Kasernenhofmauern und die grauen Ebenen und die Sturmwolken, oder die mitleidlose Sonne an den klarkalten Tagen, die alle Linien starr macht und so unbarmherzig die bittre Kahlheit zeigt, nicht mehr zu ertragen sind. Und wie er plötzlich dort Schluß gemacht. Weil — nein das sagt er dem Kinde nicht, daß da ein kleiner Revolver lag und nur die Hand eines treuen Burschen den Punkt unter der Geschichte verhinderte. Und wie er nach Berlin auf die Akademie ging und malte.

Von was er lebte, konnte er schier selbst nicht sagen. Von dem Ertrag seiner Jagd, die er an den Fürsten verpachtet hatte; von dem, was sein Wald zuweilen abwarf, und (wenn das sein Vater noch hätte wissen können!) vom Tapetenzeichnen. Und wie ihm keine Bitterkeit des Deklassierten erspart war. Und wie seine Länge, „der Herr Graf", der „Leutnant a. D." und die Härten seiner so ganz allein erworbenen Malweise alle schlechten Witze der langhaarigen Kunstgenossen entfesselte. Wie die nicht Ruhe gaben, bis er einen der windigsten und frechsten Gesellen am Kragen packte und mit ausgerecktem Arm zum Fenster hinaushielt in den Regen, wie der sich auch wand und krümmte. Und das Wohnen in billigen, entlegenen Quartieren, und die ungeheure fürchterliche Einsamkeit, die nirgends qualvoller und entsetzlicher sich aufs Herz legt als in einer Millionenstadt. . . .

Schon längst hat er vergessen, daß ihm Jemand zuhört. Das Kind ist wohl eingeschlafen, es rührt sich nicht mehr. Aber das ist ein Irrtum. Das Kind ist hellwach und nimmt jedes Wort in ihr feines Herz auf, wo alles unvergessen liegen und, wenn die Stunde kommt, wieder heraufsteigen wird zu Jedermanns Verwunderung. Und das phantastische Köpfchen dichtet Bilder dazu, himmelweit entfernt von der Wirklichkeit, aber doch wahrhaftig, mit der innern Wahrheit der Dinge. Und die Kunst ist eine strenge Herrin, und nur selten noch wird ihm die Seligkeit des Gelingens geschenkt. Und wie an einem stickigen Sommerabend, als aus dem Hinterhof die Luft wie ein glüher Brodem voll unguter Düfte heraufstieg, keifende Weiberstimmen, gröhlender Gesang, das jämmerliche Weinen eines verlassenen Kindes die Musik dazu gemacht, und es über ihn kam mit Riesengewalt. Nur noch einmal den Duft des Haus einatmen, wie es der Abendwind auf weichen Schwingen aus dem Tal heraufbringt nach dem Schloßberg. „Ja bin ich denn hier angeschmiedet, ist das noch Menschentum oder ists ein Höllenkäfig, in den wir da zusammengesperrt sind?" In der Nacht noch, nur mit dem, was er gerade hatte, ist er davongegangen. Von Würzburg an reist er wie ein Handwerksbursche. Und wie er davon spricht, ists nicht viel anders, als es wohl seine Vorfahren, die mit Kaiser Friedrich in der Wüstenglut hungerten und brieten, oder mit den Niederländern in den spanischen Befreiungskriegen im überschwemmten Land halb wie die Frösche lebten, den aufhorchenden Frauen und Kindern vom heimatlichen Herde erzählt haben mochten.

„Und nun das Glück. An einem Regentag komm ich heim; es tropft mir von den Bäumen auf den Kopf und es rauscht und gluckst und die alten Wolkenfrauen ziehen ihre Schleppen über das Wiesental. Und wie die Linden duften! Es war mir lieb, daß ein Regenschleier die leere Stelle ein wenig verhüllte, wo ehemals das steile dunkle Dach zwischen den Bäumen stand. Es war Abend geworden, und ich dachte: jetzt steigst du noch ein wenig auf dem Schutt herum, daß es dir am Morgen nicht mehr so schrecklich ist. Ich hole mir die Schlüssel beim Förster, denn die Tore stehen ja noch. Der hat eine große Freude und tut mächtig geheimnisvoll. Es knarrt das alte Tor mit dem Ton, den ich so oft im Traum gehört, es ist ganz wie ehemals. Einen Augenblick muß ich noch die Augen zumachen und die Zähne zusammenbeißen vor dem, was kommt, denn jetzt müßte dort die Palaswand aufsteigen, die beiden Hunde hervorstürzen, ich müßte des Vaters Stock hören. Aber wie ich aufschaue, ists doch wieder ganz anders als ich gedacht. Der Wald hat schon wieder ein wenig Besitz genommen, dort an der Mauerwand rauscht noch unversehrt der Brunnen, ein später Amselschlag hat sich darin verfangen und er klingt und klingt. Ein wilder Rosenstrauch hängt über dem Brunnen und eine der Linden lebt auch noch, ohne Krone zwar, an einer Seite kahl, aber die andere hat die treue, gute mit tausend gelben Büschlein behängt. Und es riecht nach Heimat. Der Förster führt mich durch einen Steinwall, den er selbst geschichtet hat, zu einer Stelle, wo herabgestürzte halb verkohlte Balken ein Dächlein gebildet haben. Eine rohe Bretterwand, dahinter eine Tür. Die Hofstube tut sich auf. Dort saßen in früheren Zeiten die Knechte, und der ganze große und hohe Raum mit seinen vier tiefen Fensternischen ist unversehrt. Die Fenster verdeckt freilich der Schuttberg. Damals, jetzt nicht mehr. Der grüne Kachelofen steht noch da, der Tisch, die langen Bänke, altes Zinnwerk. Daneben ist noch ein Kämmerlein, wo in früheren Zeiten der Knecht, der die Feuerwache hatte, sich aufhielt. Und da stand noch ein uraltes Bett darin und ein grünglasiertes Waschbecken. Davon habe ich zuerst Besitz ergriffen, habe mir das am singenden Brunnen gefüllt und mit seinem Wasser mir viel, sehr viel vom Herzen gespült. Und obgleich der Förster, der dies alles im letzten Winter, als er einer Fuchsspur nachging, entdeckt und geheim gehalten hatte, es nicht dulden will, so bin ich die Nacht dageblieben."

„O ich will den singenden Brunnen hören. Nimm mich mit zu dir." „Ja, hast du denn das Alles gehört, Seelchen, nun dann hör auch auf mein Geheimnis. Ich dachte, du schliefest. Wenn es die Leute hörten, wie würden sie über den verrückten Ruinengrafen lachen. In der ersten Nacht schon, wie ich da auf dem alten Knechtsbett lag, habe ichs gewußt. Wer eine solche Heimat hatte wie ich, die so vielen lebendigen Herzen einst das Höchste war, um die sie geblutet haben in vielen Schlachten, in deren Frieden ihre Kindlein spielten, in deren Schatten sie sich zur letzten Ruhe legten, der darf sie nicht verlassen, ihr nicht untreu werden, muß an seinem Teil und so gut er es kann, sorgen, daß die, die nach ihm kommen, das köstliche Gut bekommen, das ihm die Alten hinterlassen. Der Torsteiner, der vor 800 Jahren mit seinen Bauern die Steine zu dem festen Haus zusammentrug, hat es auch hart gehabt. Vielleicht nicht so hart wie der letzte, der da auf dem Knechtsschragen liegt. Vielleicht. Und wenn er jetzt da hereinschritte, durch das enge Türlein mit seinem harten braunen Gesicht unter der eisernen Sturmhaube, möcht ich mich nicht unter seinem Blick winden müssen. Und darum ist mir nicht eine Stunde wohl geworden in meiner Haut, von da an, wo ich wußte, daß die Dohlen und Turmkrähen über ihren zerstörten Nestern herumflattern. Sie haben nach mir verlangt, die Väter, und mir keine Ruhe gelassen, und sind hinter mir drein auf der Ebene geritten, wo die Wolken so tief herabhängen. Und wenn ich zwischen den Vorortbahnen und ihren hundert Lichtern und dem Menschengewühl der armen Heimatlosen im Berliner Norden herumstieg, haben sie an mein Herz gestoßen, daß es mir klar wurde, warum die so ruhelos sind, so verbittert, so unstät, so pflichtlos oft. Weil das deutsche Herz nach einer Heimat schreit; hat es keine mehr, an der noch die Sitten, die Taten, die Leiden der Alten hängen, so muß es suchen gehen und wird unruhig und füllt sich mit Allerhand, was es hin und herreißt und nimmer satt werden läßt.

Und ich baue sie wieder auf, meine Heimat. Manchen Kampf darob habe ich mit dem alten Herrn gehabt. Denn zuerst, da sollte es wieder werden, wie es gewesen ist mit seinem Turm und Wall und Ecken und Winkeln. Aber der alte Herr unter seinem eisernen Sturmdach lacht mich grimmig aus. Von der Million, die ich dazu brauchte, und ob ich die mit Tapetenzeichnen zu verdienen gedenke, redet er nicht. Brauchst du denn eine Festung? Bilde dir nicht ein, daß du könntest mit allen Rissen und Plänen, die du machen magst, was wir konnten. Wir bauten, weil wir nicht anders konnten. Und gegen wen willst du in deinen Wällen Geschütz auffahren? Gegen die Hollacher? Da versank der schöne Traum und ich habe ihm auf meinem Schragen wie ein Bub nachheulen müssen. So wirds nun eben ein festes gutes Haus. Und wenn ich mich darum mein Lebtag nicht besser betten kann als auf dem Knechtsschragen. Und zuerst habe ich mit meinen zwei Händen angefangen und dabei das Berliner Elend hinausgeschwitzt. Der erste Herr von Torstein wird auch seine Schultern angestemmt haben, wenn ein gar zu schwerer Stein das letzte Eck am Schloßberg heraufkam. Woher wären denn die meinen so breit? Und heutzutage, wo die Kinder schon mit dem Rundreisebillet im Steckkissen ankommen, muß es auch noch Leute geben, die wissen, wo sie hingehören und für was sie leben und vielleicht sterben müssen." „Aber du baust dein Dach wieder dorthin, wo der Himmel so leer ist zwischen den Bäumen, daß du wieder hinsehen magst", flüstert ein halbträumendes Stimmchen. Er erschrickt fast, so gut hat sie aufgemerkt. Nun, bis morgen wird sie alles vergessen haben.

Und jetzt blinkt plötzlich ein goldenes Licht durch das weiße Gegitter eines Hollunders. Der lange Torstein klopft an einen Fensterladen, ein Frauenkopf fährt heraus, von ihrer ungeheuren Nachricht ist die Gute so bedrängt, daß si es sofort, eh sie noch weiß, was er will, weitergeben muß. „Wissen Sie's schon, Herr Graf, drüben die Prinzessin, das arme, das nicht so recht im Kopf ist, ist ertrunken im Bach. Seit vier Uhr suchen sie's mit Stangen und Fackeln." „Unsinn, Frau Scheiterlein, schnell packe sie Peterles Strümpfe und Sonntagsschuhe in einen Korb und komme sie zu mir, aber schnell." Und schon ist er mit seinen langen Schritten weiter. Wieder eine Reihe hoher Bäume, dann eine Mauer. Und nun kommts. Dem Kinde, das sich vor der Stimme der Frau ganz in seine Hüllen verkrochen hat, klopft das Herz. Denn nun kracht und brummt und stöhnt das Tor. „Der singende Brunnen, du!" Aber der schläft. Durch graues Gestein, ein Lichtlein schimmert, ein hoher großer Raum tut sich auf, aus dem eine wohlige Wärme und ein köstlicher Duft ihnen entgegenschlägt. Ein herrlicher, großer Tannenbaum auf einem Aufbau von Moos und Steinen, und darunter etwas Wunderbares, das das Kinderherz höher schlagen macht.

Nun läßt er sie heruntergleiten. Ein langer Kaliban steht vor seinem Herrn, den er ansieht wie ein treuer Hund, der jede Bewegung vorauszuberechnen scheint. Zwei Schriftstücke bedeckt der Haus- und Schloßherr mit langen, eiligen Zügen. „Wenn du's gewinnen kannst, vor 8 Uhr, Märt!" Und mit eiligen Schritten verschwindet der Bursche und läßt gerade noch die Frau Scheiterlein mit Peterles Strümpfen ein. „Nun, Frau Scheiterlein, wie fühlt sie sich als dame d'honneur?" Die Frau macht eine wilde Armbewegung und mit einem Schwall von ihr unverständlichen Worten wird das Kind in den Salon geleitet, der in einer der vier Fensternischen bequem Platz hat, wo sie mit vielem Protest zwar — weil sie voll Stacheln seien —, Peterles Strümpfe anziehen muß, während er im Nebenraum seine Toilette macht. Sie wird nicht eleganter dadurch. Peterles Schuhe erweisen sich als zu drückend und werden unnötig erfunden, Peterles Strümpfe stehen von selbst. Und nun erhebt sich die schwierige Frage: „Frau Scheiterlein, was kann sie kochen?" Ein Zündhölzchen flammt und unter einer Teemaschine hüpft ein blaues Flämmchen. Frau Scheiterlein kann vielerlei kochen, Pfannkuchen, Eierschmarren; aber sie empfiehlt einen guten, festen Kindlesbrei als in allen schwierigen Lebenslagen das Beste für Hoch und Nieder. Bei Hoch macht sie einen kleinen Knicks. Dann geht sie ab und man hört bald draußen ein Feuer knistern. Aus dem braunen Tuch, das zum Verlüften hinausbefördert wird, hat sich ein sehr, sehr schmächtiges Mägdlein in einem blausammtenen Hänger mit altem Spitzenwerk am feinen Hälschen geschält. Aber es könnte anhaben, was es wollte, man sieht nur die wallende Mähne vom blassesten Gold, die zu beiden Seiten des Gesichts herabfällt. „Wenn du so dick sein wirst, wie deine Haare, Seelchen, so ists recht. Nun gibts bald eine Schale Tee." Aber sie will gar nichts. Auf den blassen Wangen brennen rote Flecken und die Augen leuchten vor Verlangen. Ach sie ist in des rechten Christkinds Reich gekommen, da unter dem Baum ist etwas so unglaublich Schönes! Sie hüpft auf ihren grauen dicken Strümpfen dorthin. Aber er hält sie zurück. „Einen Augenblick, Seelchen, mach fest die Augen zu."

Da steht sie, vielleicht zum ersten Mal in ihrem armen, kleinen Leben ein erwartungsvoll — seliges Kind. Und es hat sich doch von jeher der ganze Segen der so hochentwickelten deutschen Spielwarenindustrie über sie ergossen. Und nun klingen alle Weihnachtsglocken zugleich in ihrem Herzchen, zum ersten Mal, und sie macht krampfhaft die Augen zu, so fest, daß sie noch die feinen Händchen ballen muß. Ein Streichhölzchen knistert und ein feiner köstlicher Wachsduft erfüllt den Raum. Augen auf! Da steht der Baum im Glanz seiner zehn Kerzlein, denn einen andern Schmuck trägt er nicht. Und darunter erglänzt im sanften rötlichen Schein das Wunderwerk. Eine Krippe, aber nicht ein Stall, sondern aus grauem Steinwerk erbaut eine Ruine, eine Steinplatte als Dach, die Ritzen mit Moos gefüllt. Und durch eine Rubinglasscherbe, die zwischen die Steine eingelassen ist, von oben in sanftes Rosenlicht getaucht, die heiligen Gestalten. Aus farbigem Wachs modelliert von den glücklichsten Künstlerhänden. Ein tiefer Atemzug des Entzückens! „Das Christkind! Liegt so mein Brüderchen in meiner Mutter Arm im silbernen Sarg?" Denn unter dem Rosenlicht liegt so sanft und lieblich ausgestreckt auf einem Bettchen von seidenweichen Disteldaunen Maria, ihr Kindlein im Arm. Sie schläft, das rundliche rosa Köpfchen an ihre Brust geschmiegt, und mit der einen Hand hält sie, wie das köstlichste Wiegenvorhänglein, ihr weiches gelbes Haar um das schlummernde Kindlein. Ueber die Beiden beugt sich, mit dem schönsten Ausdruck beglückter Liebe und treuer Sorglichkeit, Joseph. Auf dem Pfädlein, das durch Moos und grauen Flechten hinaufführt zu der Oeffnung, wandern ein Knabe und ein zerlumptes Mägdlein. Ein graues Wachseselein und eine biedere breite rotbraune Kuh sehen aus einem Verschlägchen heraus.

Das Kind kniet vor den Herrlichkeiten auf dem Boden und schaut und schaut. Und der lange Torsteiner hinter ihr sieht mit der gleichen Kinderfreude auf sein Werk. „Ein Engelreigen gehörte wohl auch noch dazu, aber ich bin nicht zurecht gekommen mit dem Federvolk. Wo denen wohl die Flügel herauswachsen?" „Hast du das gemacht?" „Siehst du, es war freilich eine große Zeitverschwendung. Aber Etwas muß der Mensch zu Weihnachten bekommen. Die letzten Jahre gabs Nichts, und es war ein Weihnachtselend, wie es nicht an die größte Wand zu malen ist. Aber jetzt bin ich Hausherr und werde mich doch nicht mir gegenüber lumpen lassen. Und siehst du, das hat mir wohl getan, es ist wie bei Dürer, das Kind der Welt liegt auch in einer Ruine." Nun singt die Teemaschine. „O laß mich da, ich muß immer nach der Maria sehen", flüstert sie, und auf einem alten Wollteppich kauernd, feiert sie die wonnigsten Weihnachten. Der Hausherr hat sich in seiner ganzen gewaltigen Länge auf den Boden ausgestreckt, eine dampfende Teeschale neben sich, ein Urbild des Behagens. Wie das Kind so zusammengekauert sitzt, fallen seine glänzenden Haare fast auf den Boden, die Ellenbogen stützt sie auf die Knie, und schaut und schaut, kaum daß die Teetasse dazwischen zu Ehren kommt.

So ist in ihrem immergleichen Dasein noch kein Tag gewesen, so wundervoll und so lang, als könnt er nie enden. In Wirklichkeit ists kaum 7, und mit einem Blick auf seine Uhr berechnet er, ob es noch gelingen kann, mit der guten Nachricht vor der schlimmen zu kommen. Wohl kaum. „Du, Harro! Für wen hast du das gemacht?" „Nun, für mich und meine Kinder." „Du hast doch keine und du brauchst keine." „So, brauch ich keine?" „Sieh die schöne Maria; wenn die Kinder kommen, dann lärmen sie und fassen an, und gehen sie fort, so hat gewiß die liebe Kuh nur noch drei Beine." „Meinst du, ich könnte nicht Ordnung halten in der Bande?" und er reckt einen langen, Respekt gebietenden Arm aus. „Du brauchst keine Kinder, du hast ja mich." Halb ängstlich, halb trotzig sagt sie's. „Dich habe

ich nur noch eine Stunde, Seelchen.“ Es ist ein Schatten über die Weihnachtsfreude gekommen. „Eine Stunde noch, dann hoff ich, daß dein Vater da sein wird, dein lieber Vater.“ Sie zuckt zusammen und eine feine finstere Falte steht auf ihrer Stirn: „Du hast nach ihm geschickt.“ „Sie sind in Angst um dich.“ „O nun wird er böse sein wie im Leben nicht! Und dann sagt er, was er immer sagt: Sie hat mir immer nur Kummer und Sorge gemacht, die arme Kleine.“ „Nein, das wird er nun nicht mehr sagen. Du machst ihm jetzt Freude. Seelchen! nun hast du ja die rechten Worte gefunden.“ „Hab ich?“ „Die richtigen Worte! Mit denen man Alles sagen kann, was man lebt!“ „Ist das, weil du mir den rechten Namen gegeben hast? O sag ihm, daß ich Seelchen heiße; aber wenn ich nicht dabei bin, mußt du's tun. O du bist klüger wie alle Andern: sag mir schnell, weiß Maria schon, wenn sie das Kindlein hält in ihrem lieben Arm und es zudeckt mit ihrem Haar, — wenn ich ein Kindlein habe, mache ich es auch so, daß die bösen Leute nicht einmal hereinsehen können, — weiß sie, was mit dem Kindlein wird?“ „Nein, das weiß keine Mutter.“ „Meine wußts auch nicht, sonst hätte sie mich mitgenommen. Und dann wird er groß, und die Menschen tun ihm Leids an. Und ist es wahr, daß sie hat dabei stehen müssen und sehen, wie sie ihn tot machen?“ „Seelchen, komm, nicht weinen! Du hast zu viel erlebt heute, nun sind wir ja erst an der Krippe.“ Sie sieht ihn mit ihren sanften Augen verwundert an, über ihre schmalen Wänglein rinnen noch die Tränen. „Ja mußt du denn nie weinen, wenn du daran denkst?“

Es ist ganz still in der großen Stube, nur in den Tannen knisterts, es fällt ein Tröpflein Wachs herunter und die Wachslichtlein, die so schnell vergehen, neigen sich schon. Das Kind wartet nicht auf Antwort. Es sieht hinein in den Rosenschein, auf die schlafende Maria und das so süß geborgene Kindlein. Es ist jene Stille, die so selten ist in unserer hastenden und jagenden Welt voll guter und voll schlimmer Werke. Jene Stille, in der unsere Seele zur Harfe wird, worin sich die Töne der Ewigkeit verfangen. Und es webt sich fester und fester das goldene Band aus der Himmelspforte im krystallenen Wald. Und weil er eine Künstlerseele in sich trägt, die in Bildern und Tönen denkt, so sieht er im Geiste wieder die Prachtstraße, die nach der Himmelstüre führt, und das Seelchen, das Sonnenkränzlein auf dem Haupt, geht ihm voran, und dort steht im goldenen Glanz das himmlische Vaterhaus, das für ihn die Gestalt der eigenen für immer verlorenen Heimat trägt. Und davor in dem allerherrlichsten Bilde, das uns der Sohn von der Gottesliebe gemalt, der Vater, der ausschaut nach dem wegemüden, dem sündenbestaubten und heimwehkranken, dem verlorenen Sohn. Ein tiefer Seufzer hebt die breite Brust, und indem er sich löst, hat der starke, treue Mann den ersten Pfeil seiner Sehnsucht nach dem ewigen Ziele gesandt. Agnes Günther

---

Ein andächtiges Lied zum Christkindlein

Aus den Schlesischen Weihnachtsspielen

Kleenes Kindla, grussar Gott,
dar de Welt in Hända hot,
leiste do, du kleener Schatz,
hot doch knapp a Mäusla Platz.

Kleenes Kindla, reecher Gott,
dar hübsch veil Dukota hot,
leiste do, und bist blut-orm,
daß dichs, huchster Gott, derborm.

Deene Wangla patsche-noß
daß se aagefriere fost,
's Wasser läft der drüber ob —
nimm a Tüchla und wisch ders ob!

Deene Potschla sein der rut,
wie a Krabes nach dem Sud:
leibes Kindla, stecks ock ei,
ich will der meene Handschka leihn.

Deene Füßla sein der kalt,
doß se eigefriere bald:
wenn de doch sölltst Schühla hon,
doß d' se zögst im Winter on!

's ganze Leibla eisekalt,
zittert as a Esplaub bald,
daß mans wuhl keem Hunda günnt,
ach du leibes Gotteskind!

Ach du leibes Gotteskind,
leist beim Esel und beim Rind:
's tut mer wuhl im Harza wieh,
wenn ich bei dem Krippla stieh.

Leibes Kindla, konns gesein,
kumm ze mir ins Stübla rein;
ich will der macha en Hirsebrei,
ich will der rühra vil Butter nei.

Ich will der worm Loh heiza ei,
's Bettla hingern Ufa nei,
ich will der Butter-Schnitta gähn,
vu der Milch a besta Rähm.

Wenn ders ober is ze schlecht,
mach der ock mei Herzla recht,
ruh und schlof do drinne ei,
bis d' mich nimmst in Himmel nei.

Was dünket euch um Christo, weß Sohn ist er?

Drei christologische Auffassungen stehen sich gegenüber, alle drei auch heute lebendig.

Die erste ist die kirchlich-dogmatische: der geschichtliche Jesus ist zugleich wahrer Mensch, von der Jungfrau Maria im Fleisch geboren, und wahrer Gott, vom Vater in Ewigkeit gezeugt. Diese beiden Naturen sind auf unfaßbare Weise in der Person Jesu als Eins gesetzt.

Die zweite ist die philosophisch-spekulative: der Christus des religiösen Glaubens ist der ewige Logos, der in der Schöpfung und vor allem in der Geschichte der Menschheit sich offenbart. Die Geschichten von dem Menschen Jesus, seiner wunderbaren Geburt und seinem Versöhnertod, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, sind die mythische Einkleidung einer ewigen Wahrheit: Gottes Geist ewig gegenwärtig in dem Leben der Menschheit.

Die dritte ist die historisch-kritische: Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit, eingeordnet dem natürlichen und geschichtlichen Leben, aber eine Persönlichkeit von so überragender Bedeutung, daß wir in ihr eine Offenbarung Gottes, des Ewigen und Unendlichen, wie in keiner andern geschichtlichen Persönlichkeit anschauen. Vollendete Reinheit und Heiligkeit, unendliches Erbarmen und sich selbst opfernde Liebe, das sind die Züge, die wir in ihm als göttliche erkennen, denen wir als göttliches Wesen offenbarenden göttliche Verehrung widmen.

Die geschichtliche Entwickelung der Christologie zeigt, kurz skizziert, folgenden Gang. Das altkirchliche Dogma stammt aus zwei Quellen; es ist aus dem Zusammenfluß geschichtlicher Ueberlieferung und hellenistischer Spekulation entsprungen. Menschliches und Göttliches, die übrigens schon für die ältesten Gemeinden in der Persönlichkeit Jesu sich aufs engste berühren, geschichtliche Tatsachen und spekulative Deutungen sind darin in Eins verwoben: der ewige Gott tritt durch einen einmaligen Akt in die Geschichte ein: das Wort, der Logos, wird Fleisch; es ist das absolute Wunder. Und seine Selbstopferung am Kreuz ist das große, einzigartige, absolut bedeutungsvolle Ereignis, wodurch den Menschen Heil und ewiges Leben gebracht ist. So hat die alte Kirche den Glauben gebildet; und die symbolische Wiederholung jenes einzigen Ereignisses der Erlösung der Menschheit durch Fleischwerdung und Tod Gottes ist der Mittelpunkt des religiösen Kults. Es ist das große Mysterium, das so in die Mitte des geschichtlichen Lebens, des

Lebens auch jedes Einzelnen hineingestellt ist. Von einem eigentlichen Begreifen dieser Dinge durch menschliche Vernunft kann nicht die Rede sein: sie bilden den Inhalt der Offenbarung und des Glaubens, nicht des Wissens.

Die Reformation hat diese christologische Lehre der alten Kirche übernommen, sie hat auch das große Sakrament übernommen, wenn sie auch seine Bedeutung abschwächte. Wie ernst und tief diese Mysterien die Menschen des Reformationszeitalters beschäftigten, dafür ein Anzeichen. Als Melanchthon auf seinem Totenbett lag, zeichnete er auf ein Blatt Papier auf, was er vom Uebergang in das ewige Leben erwarte; darunter vor Allem: die Erkenntnis des großen Geheimnisses, wie in Christo die zwei Naturen vereinigt seien.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnt die große Neugestaltung der Weltanschauung durch die Wissenschaft. Ihre allgemeine Tendenz kann man mit der Formel bezeichnen: Ausschaltung des Uebernatürlichen aus der natürlichen und geschichtlichen Welt. Das Mittelalter hatte überall die Einwirkungen des Uebernatürlichen in seinen beiden Gestalten, der göttlichen und der dämonischen, ohne Bedenken zugelassen; „Wunder“ waren alltäglichste Ereignisse. Die neue Naturwissenschaft, auf Mathematik und Experiment begründet, trieb zuerst die Wunder aus ihrem Bereich aus; ihr Axiom ist die ausnahmslose Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs, und zwar in der Gestalt, welche die mechanistische Physik vorzeichnet. Die historischen Wissenschaften folgten; im achtzehnten Jahrhundert beginnt die kritische Geschichtsforschung und dehnt ihre Arbeit auch auf die heilige Geschichte aus. Der theologische Rationalismus leugnet nicht das Ewige und Uebernatürliche, aber er scheidet es aus der Geschichte aus, auch in ihr geht es „natürlich“ zu. Die Folge ist: keine Wunder in der Geschichte, keine übernatürliche Geburt, keine Auferstehung, keine Offenbarung, überhaupt kein Einbruch des Ewigen in den Ablauf des Zeitlichen. Der scharfe Konflikt zwischen dem alten Supranaturalismus und dem Rationalismus gibt dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die Signatur.

Diesen Stand der Dinge fand die neue spekulative Philosophie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vor; sie fand zugleich ein starkes Bedürfnis nach tieferem Verständnis des geschichtlichen Lebens und nach einem erhöhten religiösen Leben vor. Aus dieser Lage entsprang der Versuch, durch eine spekulative Deutung des alten Dogmas den Konflikt zu überwinden und damit zugleich der Wissenschaft und der Religion gerecht zu werden. Wie die neue Philosophie in allem Vergänglichen ein Gleichnis des Ewigen, der Ideenwelt sah, so hier: im geschichtlichen Leben der Menschheit ist dargestellt die Menschwerdung Gottes auf Erden, die Versöhnung Gottes mit sich selbst durch Kampf, Leiden und Tod. Diese Ideen, die von der Philosophie in ihrer absoluten Wahrheit erkannt werden, sind in der evangelischen Geschichte und in dem kirchlichen Dogma in der Form von historischen Tatsachen, die sich einmal zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Ort zugetragen haben, vorgestellt. Und in dieser Gestalt ist die große Wahrheit, ist der Sinn des Lebens auch der gemeinen Vorstellung, die zu spekulativem Denken sich nicht zu erheben vermag, zugänglich geworden. Man lasse sie ruhig neben einander bestehen, den alten naiven Geschichtsglauben und die spekulative Erfassung seines Wahrheitsgehalts: es sind Stufen der Erkenntnis, nicht sich ausschließende Gegensätze.

Der Friede, der in der spekulativen Theologie geschlossen schien, ist nicht von langer Dauer gewesen, — wenn er jemals bestanden hat. Die robustere Form des Glaubens forderte „Tatsachen“, wirkliche geschichtliche Tatsachen statt luftiger Ideen; und ihr fielen die Autoritäten in Kirche und Staat bei. Das Zeitalter der Restauration war auf katholischem wie auf protestantischem Boden mit Erfolg bemüht, die alte supranaturalistische Dogmatik wieder in ihr Recht einzusetzen: Rationalismus und spekulative Theologie in gleicher Weise verderbliche Neuerungen. Und auf der andern Seite erhob sich gegen die spekulative Philosophie die positivistische Richtung in der wissenschaftlichen Forschung, der naturwissenschaftlichen wie der historischen. Die kritisch-historische Theologie zieht aus, mit allen Mitteln der textkritischen und historischen Forschung das „wirklich Wirkliche“ in jener durch den religiösen Glauben ins Wunderbare und Mythische umgebildeten geschichtlichen Ueberlieferung des Neuen und Alten Testaments zu erkennen. Die allgemeine Voraussetzung dabei ist die Anschauung, von der die Wissenschaft ohne sich selbst aufzugeben nicht lassen kann: daß auch in der Geschichte Alles „natürlich“ zugegangen sei: Einwirkungen des Uebernatürlichen lassen sich als solche, da das Uebernatürliche zugleich als überempirisches der Forschung nicht erfaßbar ist, nicht feststellen. Höchstens könnten sie als „Lücken“ im natürlichen Kausalzusammenhang festgestellt werden; aber die Möglichkeit einer Ausfüllung der Lücke durch erweiterte Erkenntnis bleibt immer. Und so können also durch kein Zeugnis übernatürliche Wirkungen, wie „Empfängnis vom heiligen Geist“ oder „Auferweckung von den Toten“ jemals wissenschaftlich ausgemacht werden. Sie können geglaubt werden, wie das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä und der Unfehlbarkeit des Papstes, aber für die Wissenschaft sind sie nicht vorhanden.

So ist der Konflikt wieder akut. Und daß er nicht bloß auf protestantischem, sondern auch auf katholischem Boden ausgebrochen ist, darüber hat die jüngste Enzyklika des Papstes wider den „Modernismus“ ein grelles Licht verbreitet. Der Gegensatz ist derselbe hier wie dort: der kritisch-historischen Richtung wird von der kirchlichen zum Vorwurf gemacht, daß sie irreligiös sei und die Religion zerstöre, den „Positiven“ von der anderen Seite, daß sie unwissenschaftlich seien und einen Glauben forderten, der nicht mehr glaublich sei, weil er mit sicherer wissenschaftlicher Erkenntnis im Widerspruch stehe, wodurch dann zuletzt auch der Glaube selbst kompromittiert werde.

2

Wie sollen wir zu dem Gegensatz Stellung nehmen?

Für den wissenschaftlich denkenden Menschen kann es nicht wohl zweifelhaft sein, daß das altkirchliche Dogma, wie es nicht aus wissenschaftlichen Einsichten stammt, so auch mit wissenschaftlichem Denken nicht vereinbar ist. Daß das Dogma, z. B. von der übernatürlichen Geburt Jesu ebensowenig als das jüngere von der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes einen Beweis zuläßt, weder aus der Erfahrung, noch aus Zeugnissen, noch aus bloßen Begriffen, sollte billig Niemand leugnen. Es liegt gänzlich außerhalb der Sphäre dessen, worüber durch Wissenschaft etwas ausgemacht werden kann. Es ist ein Glaubensgebot, keine Behauptung auf Grund von Argumenten oder Tatsachen. Als Gebot kann es auch nicht widerlegt werden. Negative Behauptungen wie die, daß Jesus keinen menschlichen Vater im physiologischen Sinne gehabt oder daß bei der Konzeption der Mutter der heiligen Jungfrau nichts von der Befleckung mit der Erbsünde übergegangen sei: sie lassen den Beweis des Gegenteils so wenig zu als die Behauptung, daß es keine Hexerei und keine „spiritistischen“ Wirkungen gebe. Möglich im Sinne des bloß Denkbaren ist Alles, was keinen Widerspruch einschließt. Freilich ist es damit nicht zugleich möglich in dem Sinne des zu der Einheit der Erfahrung Stimmenden. Und sofern unter dem Möglichen dies verstanden wird, werden wir allerdings sagen: die Geburt eines Menschen ohne einen Vater im physiologischen Wortsinn liegt nicht innerhalb der Grenzen des mit der Einheit unserer Erfahrungen Zusammenstimmenden oder überhaupt des Erfahrbaren.

Auch das wird nicht wohl geleugnet werden können, daß die Forderung des Glaubens an derartige Dogmen in unserer Zeit das theoretische Gewissen gegen sich erregt und weite Kreise zur Wegwerfung nun nicht bloß der Dogmen, sondern auch der Kirche, die sie aufstellt, der Bibel, worauf sie sich beruft, des Christentums, womit sie die Forderung gleichsetzt, bestimmt. Der „Unglaube“ unserer Zeit stammt sicherlich ebenso oft aus Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit, als aus Hochmut, Meinungssucht, Herzenshärtigkeit oder andern Formen bösen Willens, worauf die Kirchlichen ihn zurückzuführen pflegen.

Aber, so wird nun von den Kirchlichen behauptet, das Dogma aufgeben, im besonderen das Dogma von der Gottheit Jesu, heißt die Religion aufheben, mindestens die christliche Religion, die damit steht und fällt. Und es ist bemerkens-

wert, daß unter den Ueberlebenden aus der spekulativen Schule manche geneigt sind, in diesen Vorwurf gegen die kritisch-historische Theologie einzustimmen. Wirft man das Dogma von der Menschwerdung Gottes weg, so bleibt von Christus nicht viel mehr als der edle galiläische Sittenlehrer übrig; etwas Moral und ein erbauliches Beispiel, das ist dann der Inhalt des Christentums. Bei den Kirchlichen pflegt freilich die Liebeswerbung der Spekulativen nicht viel Entgegenkommen zu finden: es steht doch immer schief darum. Der echte, rechte Glaube, der stützt sich auf Tatsachen; die Spekulativen lösen die Geschichte in Dunst auf, wie es denn der Ausgang der Hegelschen Schule in David Strauß mit warnender Deutlichkeit zeigt. Und so sind sie im Grunde in gleicher Verdammnis wie die Kritischen, die zwar die Geschichte stehen lassen, aber das Uebernatürliche daraus ausmerzen.

Wie steht es nun mit der Behauptung: ohne das Dogma von der Gottheit Christi, ohne den Gottmenschen Jesus als Mittler zwischen Gott und den Menschen verliert das Christentum den Charakter einer Religion, sinkt es herab zu einer menschlichen Gründung, einem geschichtlichen Vorgang wie andere auch?

Mir scheint es doch geraten, mit solchen Behauptungen vorsichtig zu sein. Das Judentum hat keinen Gottmenschen, sondern nur den Menschen Moses als Vermittler zwischen Gott und Israel: man wird ihm darum den Charakter einer Religion nicht streitig machen wollen. Man könnte es ja nicht, ohne in den härtesten Konflikt mit dem Christentum selbst zu kommen, das ohne Unterlaß auf Moses und die Propheten hinweist. Und dem Islam und dem Parsismus und Buddhismus den Charakter einer Religion abstreiten wollen, wäre ja ebenso nichts als vermessene Willkür. Daß Moses und Muhammed und Zoroaster Wege zum Göttlichen gelehrt haben, also wirkliche Religionen gestiftet haben, ist doch für jeden ein wenig von geschichtlichem Denken berührten Menschen selbstverständlich. Und so wird also Jesus der große Prophet, der Träger der großen Botschaft Gottes an unseren Kulturkreis bleiben, welche Vorstellung man von seiner Natur und seinem Verhältnis zu Gott sich bilden mag, und unser Verhältnis zu Gott ist für immer durch ihn als den Mittler bestimmt, sein Leben und Sterben der Ausgangspunkt des religiösen Lebens, in das ein jeder von uns hereinwächst. Und darum ist Jesus allerdings mehr als ein trefflicher Sittenlehrer, wie Moses mehr ist. Wie dieser dem Volk Israel sein Gepräge gegeben hat durch seine Religion, nicht bloß durch den Dekalog, so hat Jesus der ganzen Christenheit den Charakter seines religiösen Lebens, seines Verhältnisses zu Gott dem Vater unauslöschlich eingeprägt. Daß der Gott der christlichen Völker ein anderer ist als der des Judentums und des Islam, das ist die Tat Jesu.

Aber der spezifische Charakter der christlichen Religion, sagt man, geht mit dem Dogma von der Gottheit Christi verloren. Sein Vorzug von allen Religionen besteht darin, daß hier Gott selbst in Gestalt seines Sohnes als Träger der Offenbarung, der großen Botschaft von der Versöhnung und Wiederbringung erscheint. Das Christentum hörte auf, die absolute Religion zu sein, wenn wir seinen Begründer auf Erden zu einem bloßen Menschen herabsetzen wollten.

Auch hier möchte ein wenig Vorsicht geboten sein. Was zunächst Jesus selbst und sein Bewußtsein von sich anlangt, so ist auf der einen Seite zweifellos, daß er sich als Träger einer besonderen göttlichen Botschaft an sein Volk weiß; seine Vorstellung von seinem Wesen, seiner Stellung und Rolle wird, so viel wir vermuten können, zunächst durch die Messiasvorstellung seines Volks wesentlich bestimmt sein: der letzte große Prophet, der dem Volke die lange ersehnte Gottesherrschaft endlich bringt. Auf der andern Seite ist gewiß, daß er sich nicht als Gott oder als „zweite Person der Gottheit“ eingeführt hat; er ist der Sohn des Vaters, aber er ist nicht Gott. Er betet zu Gott dem Vater, er weiß sich in seiner Hand, er ergibt sich in seinen Willen; und so lehrt er seine Jünger zum Vater beten. Nirgends eine Andeutung, daß ihm selber göttliche Ehre oder Anbetung zukomme; in seinem Namen sollen die Jünger den Vater bitten, er hat sie zu ihm geführt; aber keine Spur, daß er selbst Gegenstand der Anbetung sein könne. Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen! So weist er göttliche Attribute von sich, Heiligkeit, Allwissenheit, Allmacht. Und so hätte er also auch die Würde einer „zweiten Person der Dreieinigkeit“, die ihm das Dogma zuweist, weit von sich gewiesen.

Auch die Lehre vom Versöhnungstod, um Gott den Erlaß der Sündenschuld möglich zu machen, war ihm fremd. Er hat den Tod freiwillig auf sich genommen, ohne Zweifel der Ueberzeugung, daß dies letzte Opfer für sein Werk, das Reich Gottes auf Erden zu gründen, notwendig sei. Aber die Abhängigkeit der Sündenvergebung von einer stellvertretenden Strafleistung, die schreckliche juristische Konstruktion der Satisfaktion, welche die Reformation von der Scholastik ebenfalls übernommen hat, die ist den Evangelien offenbar völlig unbekannt: das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das doch wohl zu den ältesten der Ueberlieferung gehört, weiß nur von freier vergebender Liebe des Vaters, die jedem, der sie sucht, ohne alle eigenen oder fremden Gegenleistungen, geschenkt wird. Ueberhaupt hat das Scherzwort, das den wiederkehrenden Jesus, nachdem er den Katechismus gelesen hat, sagen läßt: „Jetzt sehe ich erst, wie wenig ich im Grunde vom Christentum gewußt habe,“ seinen guten Sinn.

Was aber die Aufstellung: das Christentum die absolute Religion anlangt, so wird es schwer sein, dem Wort einen verständlichen Sinn zu geben. Die alte dogmatische Denkweise wäre freilich nicht in Verlegenheit gewesen, und die katholisch-orthodoxe ist es heute noch nicht: die christliche Religion die allein wahre, die übrigen alle falsch. Auf protestantischem Boden hat die historische Denkweise längst die Anschauung durchgesetzt: in allen Religionen wird Gott gesucht, sie haben alle relative Wahrheit, sind Stufen in der Entwickelung der Menschheit zur höchsten Religion, das Judentum und der Katholizismus, aber auch die griechische Götterwelt und selbst die Naturreligionen der niederen Völker. Kann also für uns die absolute Religion nicht die einzig wahre bleiben, so bliebe der nächste Wortsinn: das Christentum die absolute, d. h. die vollendete, weiterer Entwickelung und Vollendung nicht fähige Religion. Aber dem widerspricht die Geschichte: das Christentum hat ja unzweifelhaft eine Entwickelung, in der katholischen Kirche, wie in der protestantischen: hier wird an dem immer „tieferen Verständnis“ der Schrift unablässig gearbeitet, dort bringt man es sogar noch zu neuen Dogmen. So wird also als Bedeutung der Forderung nur übrig bleiben das Werturteil: das Christentum die höchste Form, die das religiöse Leben der Menschheit bisher erreicht hat. Und diese Behauptung, die mit sehr guten Gründen gestützt werden kann, ist offenbar unabhängig von jeder Ansicht über das metaphysische Wesen des Stifters des Christentums.

Wenn die Dinge so liegen, dann ist es wohl an der Zeit, jene gehässigen Anklagen derer, die das alte Dogma in dem alten Sinn nicht mehr als Ausdruck ihrer Ueberzeugung anerkennen können, als Ungläubiger und Religionsstörer fallen zu lassen. Die christliche Religion hängt wahrlich nicht an dem Dogma von der „übernatürlichen Geburt“ und dem „leeren Grab“. Die durch Jesus vermittelte Gemeinschaft mit Gott bleibt, ob man ihn als die „zweite Person des Dreieinigen“ anspricht oder nicht.

Dann aber können auch wir, die wissenschaftlich Denkenden, entgegenkommen und sagen: Wir sehen allerdings in Jesus mehr als einen Menschen. Wir sehen in ihm allerdings eine der großen Gottesoffenbarungen, nicht die einzige, aber allerdings eine einzigartige. Er hat der Menschheit das Wesen Gottes offenbart in der Gestalt, in der es der Menschheit am meisten nottut: als erbarmende Liebe. Gott als erbarmende Liebe, das ist die Seite seines Wesens, die uns zugekehrt ist, für die der Mensch das innigste Bedürfnis, das tiefste Verlangen hat. Erbarmen mit all seinen Schwächen und Sünden, seinen Verkehrtheiten und Torheiten, seinem Elend und Jammer; Liebe, die auf den Trieb zum Reineren und Besseren in ihm blickt, die ihn hebt und emporführt zu lichteren Höhen des Lebens. Ob auf anderen Sternen reinere und glücklichere Geister wohnen, die des Erbarmens weniger bedürfen, wir wissen es

nicht. Die Erde bedarf der erbarmenden Liebe von oben. Und in dieser Gestalt hat uns Jesus Gott gezeigt, nicht bloß gelehrt, sondern gezeigt in seiner Person, in seinem Leben und Sterben. Und darum ist er der berufene, der einige und ewige Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Ja es wird uns auch nichts hindern zu sagen: in ihm ist Gott im Fleisch erschienen, erschienen wie der Ewige und Unendliche in Menschengestalt erscheinen kann.

Leuchtet jeder Stern in seinem Licht, bricht sich in ihm das ewige Licht auf besondere Weise, so heißt die Brechung, in der das Göttliche auf unserem Gestirn erscheint: erbarmende Liebe. Und insofern ist allerdings Jesus Christus die vollendete Theophanie auf Erden und das Christentum die absolute Religion der Menschheit. Und darum sollen in dem Namen Jesu sich beugen aller Knie, die auf Erden sind.

Friedrich Paulsen †

Verschiedenes

Aus dem Leben eines Weihnachtskindes. Eine Lebensgeschichte. Von E. H. von Zagory. Leipzig, E. Ungleich. 331 S. 3, gebunden 4 Mark.

Solch eine „Lebensgeschichte" können wir wahrhaftig brauchen! Die liest man nicht nur, aus der lernt man alles Mögliche, vor allem, wie man das Leben zu nehmen hat. Eine verwaiste Offizierstochter erzählt knapp, derb, drastisch, unbedingt wahr und ohne jede Sentimentalität das Wichtigste aus ihrer Jugend, ihrer Mädchenzeit, ihrer Arbeit, ihren schweren Tagen. Da sie in Krankenpflege und Gemeindearbeit gestanden hat, gibts ein paar für Unsereinen extra interessante Kapitel zu diesen Thematen. Aber die anderen stehen nicht dahinter zurück; und eins übertrifft sie wohl gar noch: das Kapitel „Schwere Stunden," in dem sie von inneren Kämpfen und ihrer Ueberwindung erzählt, — so echt, so überzeugend, wie selten einer (oder auch: eine) erzählt. Wenn doch jeder Prediger auf der Kanzel die Kunst verstände, so von religiösen Dingen zu reden! Wahrlich, ein Prachtbuch. Daß es so garnichts Prätentiöses an sich hat, mehrt noch die Freude.

Schian

Burnand. Das in Nr. 50 Sp. 1222 besprochene Werk von Eugène Burnand Les Paraboles ist zu beziehen durch den Verlag des Albrecht Dürerhauses, Berlin W. Kronenstraße 18.

Kleine Mitteilungen. Am 14. August d. J. verstarb in Steglitz bei Berlin Friedrich Paulsen. Der Philosoph hat kurze Zeit vorher den Artikel niedergeschrieben, den unsere Leser in der heutigen Nummer von ihm finden. Er las ihn den Seinigen vor und sagte: die Christliche Welt solle ihn haben, und zwar zu Weihnachten. —

Unser Titelbild hat Hedwig Weiß gezeichnet nach einem Weihnachtsspiel, das im vorigen Winter hier in Marburg aufgeführt worden ist. Die Aufführung stand unter Leitung unseres jetzigen Rektors, des Germanisten Professor Friedrich Vogt. Das Spiel findet sich in dessen Buch: Die Schlesischen Weihnachtsspiele, Leipzig Teubner 1907. Wir haben eine Probe daraus in Nr. 51 vom Jahre 1905 abgedruckt. Ebendaher stammt das Lied in heutiger Nummer; die Schreibung haben wir aber dem gemeinen Brauch angenähert.

Die erste Nummer des nächsten Jahrgangs wird noch vor dem Fest gedruckt und sofort nach dem Fest versendet. Kleine Anzeigen können noch Aufnahme finden, wenn sie spätestens Montag den 28. mit der ersten Post eintreffen. Wir bitten der Ordnung halber sogleich ohne Säumen die Bestellung zu erneuern. Vielleicht legt auch Jemand dem Freund oder der Freundin ein Abonnement auf den Weihnachtstisch.

Allen Empfängern dieses Blattes ein fröhliches Weihnachtsfest!

Welt ging verloren,
Christ ist geboren —
Freue dich, freue dich, o Christenheit! R

Quittung

Für die Kapstädter St. Martini-Schule (vergl. Nr. 43 Sp. 1055): 40 Mk. von K, Hamburg; 25 von v Sch, Niederlößnitz; 20 von A, Zehlendorf; je 15 von H B Bonn; H, Steglitz; F L, Marburg; je 10 von E M, Ballenstedt; K E, Borna; 6 von L D, Helmstedt; je 5 von Sch, Babenhausen; E, Enkirch; N N, Metzingen; O in F; A M, Stuttgart; N N, Bayreuth; O v H, Reichenhall; M S, Gießen; je 3 von W, Jena; J M, Stuttgart; R, Sülldorf; B, Radefeld; D, Merseburg; je 2 von C, Nordenham; E M, Tübingen; R, Nördlingen; Th, Opperhausen; Sch, Heckershausen; N N, Dietz; je 1 von H W, Leutenthal; A N, Haarzopf; P, Erkmannsdorf.

Für Krankenbücher (vergl. Nr. 40 Sp. 976): 2,15 Mk. von B, Hanau.

Für die Mission in Ostasien: 30 Mk. von K, Bretzenheim; je 10 von Th M in G; Sch, Gießen; N W, Neumünster; 5,50 von S in G; je 5 von M, Kreuznach; H und A T, Kreuznach; K, Stuttgart; T Sch, Jugenheim; je 3 von R W, Frankfurt a. M.; vom Wiebersweiler Jugendgottesdienst; je 2 von K, Mettmann; F F, Dieringhausen.

Für das notwendige Liebeswerk: 60 Mk. von E G, Bonn; 20 von O B, Kiel; 15,20 von E F, Rüsselsheim; 10 von N W, Neumünster; je 5 von N, Frankfurt a. M.; G A, Marburg; E J, Freiburg; 4 von H, Osnabrück; je 3 von K, Bretzenheim; N N, Gerbstedt; aus der Gemeinde Beedenkirchen i. O.; je 2 von P, Stralsund; J, Göttingen; N, Eckenweiler; H K in S; R, Sülldorf; H, Altenweddingen; H und M v S, Rom; 1 von H, Stralsund.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 20 Mk. von H, Straßburg; R, Goslar; je 10 von v B, Thorn; D, Friedland; W, Jena; F, Berlin; je 5 von J, Wittenberg; S, Schweinsberg; B, Seebergen; F, Rüsselsheim; P, Esperstedt; F F, Rüsselsheim; R, Göttingen; N N, Metzingen; 4 von A W, Marburg; je 3 von Sch, Arolsen; E, Markgröningen; H, Waiblingen; R, Darmstadt; M, Dresden; N, Frankfurt a. M.; v L, Thalbürgel; je 2 von J, Leipzig; Sch, Jettenbach; R, Nordhausen; L, Buch; L, Burgscheidungen.

Für das Lehrerseminar in Tschaslau (vergl. Nr. 20 Sp. 503): 10 Mk. von H H, Neresheim.

Für die Evangelischen in Oesterreich: je 5 Mk. von H K in S; G A, Marburg.

Herzlichen Dank! D H

Inhalt: Weihnachtsgruß — Waldweihnachten — Ein andächtiges Lied zum Christkindlein. Aus den Schlesischen Weihnachtsspielen — Was dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? — Verschiedenes: Aus dem Leben eines Weihnachtkindes (v. Zagory); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Für **prinzlichen Hof** ab Januar 1909 gesucht ein evangelischer **Lehramtskandidat** (Neuphilologe) als **Erzieher.** Näheres durch **Pastor Neuhaus, Frankfurt a. M.** Untermainkai 12.

Soeben erschien in unserem Verlage

Denkschrift über den einundzwanzigsten deutschen evangelischen Kirchengesangvereinstag

in Berlin am 5. bis 7. Oktober 1908.

Die Denkschrift enthält außer den Verhandlungen usw. die Festpredigt des Oberkonsistorialrats **D. Kawerau** und den Vortrag über:

Hebung des Gemeindegesangs

von Konsistorialrat Professor **D. Gennrich**-Breslau.

Preis 60 Pf., bei 50 Stück je 50 Pf., bei 100 Stück je 40 Pf., bei 1000 Stück je 30 Pf.

Breitkopf & Härtel in Leipzig

Einladung zum Abonnement!

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

neu begründet von D. H. A. Köstlin und herausgegeben von

D. Dr. Paul Wurster und Dekan a. D. **Lic. Rudolf Günther**
ord. Prof. der Theol. in Tübingen — Piv.-Doz. in Marburg i. H.

V. Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte. Abonnementspreis Mk. 6.—

Die letzten drei Hefte (Oktober—Dezember) brachten folgende Beiträge:

Predigt über Matth. 5, 25--26. Von Ad. Schmitthenner — Paulus und Jesus. Von Prof. D. J. Weiß — Die Bedeutung der religiösen Gemeinschaft vom Standpunkt der Philosophie. Von Prof. Dr. R. Eucken — Zur Geschichte des Totenfestes. Von Prof. D. J. Bauer — Hellbunkel. Von R. Günther — Dank für Mißerfolg. Von Pfarrer D. Hackenschmidt — Zur Volkstümlichkeit der Kindergottesdienste. Zwei Vorschläge von Otto Dibelius — Die Innere Mission im Jahre 1907/8. Von Paul Wurster — Die Strömungen des deutschen Katholizismus im Lichte der Encyklika Pascendi. Von Stadtpfarrer Ad. Dörrfuß — Licht vom Osten. Von Repetent R. Bultmann — Ueber einige neuere Predigtwerke von Prof. E. Chr. Achelis — Kinderpredigt zur Christbescherung am Heiligen Abend von Pfarrer E. Nack — Das Sexualleben als Erziehungsproblem. Von Pfarrer E. Degen — Neue Bahnen für den Unterricht in Luthers Katechismus. Von Prof. H. Matthes — Die neutestamentliche Forschung 1905—1907. Von Repetent R. Bultmann. Außerdem in jedem Hefte: Bücheranzeigen — Aus der neuesten Literatur — Aus Zeitschriften. —

Als weitere wertvolle Festgaben aus dem Verlage von ***Karl Curtius, Berlin W. 35,*** *Derfflingerstr. 20 seien hier genannt:*

Emanuel Geibel's Jugendbriefe

Bonn — Berlin — Griechenland

herausgegeben von

Senator Dr. ***Fehling-Lübeck***

(des Dichters Schwiegersohn)

Mit zwei Bildnissen

Preis des stattlichen Bandes: M. 5.—. Fein gebunden mit Goldschnitt: M. 6.—

Bisher noch nicht veröffentlichte Dichterbriefe aus der Blütezeit deutschen Geisteslebens

Es sind echte Dichterbriefe, Meisterstücke des Stiles, Adel und Reinheit der Empfindung atmend. Sie werden ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur bleiben. Möchten sie im deutschen Volke festen Boden fassen und so Gutes wirken und ausströmen. Die Kritik sagt von ihnen: „Wenn mehr solche guten Bücher gelesen würden, würden weniger schlechte geschrieben."

Theodor Storm's Briefe in die Heimat

aus der Verbannung

aus den Jahren 1853—1864

herausgegeben von

Gertrud Storm

(des Dichters Tochter)

Mit zwei Porträt-Bildnissen

Preis des obigen Bandes geschmackvoll broschiert M. 5.—. Geschenkeinband M. 6.—

Jedem Verehrer der Storm'schen Muse, jedem Besitzer seiner Werke als Ergänzungsband wertvoll, ja unentbehrlich!

In Nr. 50 der Christlichen Welt sagt H. Reuss:

Das Buch ist eine höchst anziehende Lektüre, namentlich die Familienscenen und die Erlebnisse des Dichters mit seinen Kindern gehören zum Lieblichsten, was keusche Herzenseinfalt und ein reiner offener Sinn erleben kann.

Soeben erschienen:

Der wahre Glaube.

Dramatische Dichtung von ***Paul Friedrich.*** *Kartoniert 1.50, gebunden 2.50 Mark.*

Geheimrat A. Matthias sagt über diese Dichtung:

Sie enthält Gegenwartswirksamkeit und führt nur Menschen vor, die wir mit Namen nennen könnten, wenn es verlangt würde, und zwingt uns deshalb zum kräftigen Mitleben und Miterleben, was ja zum Wesen des Dramas gehört. Es sind einfache, schlichte Gedanken, die wahrhaftem Gefühl und wirklicher Frömmigkeit entsprungen sind und die, weil sie sich ungezwungen geben, jedes schlichte und unbefangene Gemüt gewinnen müssen. Der Kernpunkt ist der Gegensatz zwischen einem orthodoxen, fanatischen Geistlichen und einem liberalen Pfarrer. Der Sieg bleibt letzterem, weil hier die echte Humanität die überwindende Kraft ausübt und der Glaube an einen Gott, der, ehe die Kirche war, die Welt umfasste mit des Schöpfers Liebe. Um diese beiden Pfarrer gruppieren sich die Glieder der Gemeinde, die mit wenigen Zügen charakterisiert sind und plastisch hervortreten. Dem Dichter sind seine schön geformten Verse offenbar aus dem Herzen gekommen, und sie müssen jedem zu Herzen gehen, der für das Einfache den Sinn noch nicht verloren hat.

„Seit Jahr und Tag beobachten wir einen heftigen Kampf zwischen den sogenannten orthodoxen und der liberalen Richtung innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche. Es ist bereits manches harte Wort auf beiden Seiten der im regulären Glaubenskampf gegenüberstehenden Parteien gefallen, und die trennenden Gegensätze deuten heute weniger denn je auf eine einigende Mittellinie hin. Aus diesem Kampfesgeiste erwachsen, liegt heute unter oben genanntem Titel eine dramatische Dichtung vor uns, aus der unschwer unmittelbar zu Grunde liegende Ereignisse (es sei an die Fälle Fischer, César, Weingart, u. a. erinnert) wieder zu erkennen sind." *Posener Tageblatt*

Als Festgeschenk eignen sich ferner vorzüglich:

Der sechste Tag.

Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von ***Pfarrer O. Wittstock.*** *Gebunden 2.50 Mark.*

„Ein sächsisches Hilligenlei" — Ein wahrheitsgemässes Bekenntnisbuch, gesättigt von Lebensweisheit — mit seinen (des Verfassers) Gedanken sich auseinandersetzen, bedeutet Lebensgewinn, ein solches Buch lesen zu dürfen, eine Freude. *(Kronstädter Zeitung)*

. . . Ein äusserst fein durchdachtes, ernstes Lebensbild . . . ein anregendes und innerlich förderndes Buch, das nachdenklichen und ernsten Menschen Genuss bereiten und in vielen Kreisen gern gelesen werden wird. *(Neue Preussische [Kreuz-] Zeitung)*

. . . es fesselt durch die geistvolle und lebensfrische Behandlung der verschiedensten Fragen und enthält eine nicht geringe Zahl von Aussprüchen, die wie kleine Perlen einer edlen Weltanschauung sind. *(Hamburger Nachrichten)*

Hackmann, Lic. H. Vom Omi bis Bhamo. *Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 2. Auflage 162 Federzeichnungen, 3 Kunstdrucktafeln und 1 Karte. M. 4.50, ansprechend kartoniert, M. 6.— in geschmackvollem Ganzleinenband*

Man liest wenig Bücher, die so schlicht und anspruchslos und doch zugleich so interessant und fesselnd beschreiben. *(Christliche Welt)*

Schon die Art der Darstellung macht es zu einem Genuss, dieses Buch zu lesen. Der Verfasser besitzt eine ausserordentlich glückliche Gabe zu erzählen und zu schildern. Er verfügt über eine edle Sprache, einen frischen, flüssigen Stil, und alle seine Mitteilungen sind anschaulich, unterhaltend, fesselnd gestaltet. *(Zeitschr. f. Missionskunde und Religions-Wissenschaft)*

Zum Schluss sei auf das soeben erschienene herrliche Bilderbuch für die ***deutsche Kinderwelt*** *vom Altmeister der Zeichenkunst* ***Prof. Fedor Flinzer: Jugendbrunnen,*** *alte Reime in neuen Bildern, Preis 3 Mark, hingewiesen.*

Es sind die vertrauten Verse mit freundlichen Bildern, hier und da von heimlichen kleinen Schelmereien durchsetzt, aus dem immer fröhlichen zartfühlenden Herzen eines alten Natur- und Tierfreundes hervorgegangen.

Mit den Kinderbüchern ist es ein wenig wie mit der grossen Kunst: Je leichter und von Berechnung unbeschwerter ein Werk aus der Seele des Künstlers fliesst, je inniger wird es verstanden und geliebt. Dies Buch ist wie ein Garten, da pflücken die Kleinen sich ihre Blümelein selber und sind glückselig.

Bestellungen auf obige Werke führt jede bessere Buchhandlung aus. Auch ist der Verleger gerne bereit, bei ihm eingehende Bestellungen durch eine geeignete Buchhandlung ausführen zu lassen und bittet, solche eventuell an ihn zu richten.

Verlag von ***Karl Curtius-Berlin W. 35,*** *Derfflingerstr.*

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg